o gom.
1957 u

Kessel

Der Dämon des Hauses.

Roman.

Der Dämon des Hauses.

Roman

von

Carl von Kessel.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1873.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Erstes Capitel.

Ein trauriges Wiedersehen.

Wir führen den Leser auf eine weite Haidefläche, deren ödes, einförmiges Ansehen einen Wanderer, welcher genöthigt gewesen wäre, dieselbe am Tage zu überschreiten, wahrscheinlich veranlaßt hätte, seine Schritte zu beeilen, um so bald wie möglich den daranstoßenden großen Wald zu gewinnen, wo er wenigstens im Schatten der breitästigen Buchen und Eichen an einem heißen Sommertage Kühlung gefunden hätte und sein Herz wohl auch durch den Gesang der befiederten Bewohner desselben erfreut worden wäre. Jetzt war freilich die Nacht längst hereingebrochen und diese Nacht war eben keine solche, von welcher sich ein Reisender, wenn ihn nicht die Nothwendigkeit dazu zwang, gern hätte überraschen lassen. Finstere Wolken bedeckten den Horizont und während sich von Zeit zu Zeit heftige Windstöße geltend machten, fegten dieselben auch gleichzeitig in einzelnen Pausen einen feinen durchdringenden Sprühregen über die wie ein Leichentuch sich ausbreitende Einöde. An dem Saume des Waldes lag ein kleines Haus,

dessen weiß angestrichene Wände jetzt ebenfalls die Finsterniß verhüllte, welches indessen, bei Tage betrachtet, zu der nahen Vermuthung geführt hätte, daß es die Wohnung eines Försters oder Waldhüters sei. Ein matter Lichtschimmer drang aus einem der niedrigen Fenster, dem ermüdeten Reisenden schon aus der Ferne andeutend, daß er hier hoffen durfte, für einige Zeit Ruhe und Erholung zu finden. In dem Augenblick, wo unsere Erzählung beginnt, saß eine Frau in dem reinlich gehaltenen Stübchen an einem viereckigen Tisch und war damit beschäftigt, ein Kleidungsstück auszubessern. Obgleich ihr Antlitz ziemlich tief über dasselbe gebeugt war, konnte man doch erkennen, daß dieselbe kaum erst das dreißigste Lebensjahr erreicht haben mochte. Aber ungeachtet sich bei ihr die Spuren des Alters bisher noch fern gehalten hatten, so ließ sich doch nicht mehr jene Ruhe und Frische erkennen, welche als die Zeichen innerer Behaglichkeit und äußerer Sorglosigkeit angesehen werden dürfen. Ihre Gestalt, die ihrer ganzen Körperanlage gemäß, allem Vermuthen nach einst nicht ohne Reize gewesen war, zeigte sich jetzt bereits etwas gebrochen, ihrem Auge fehlte der frühere Glanz, ihre Wangen begannen schon einzufallen und über das sanfte, durch bittere Enttäuschungen und harte Prüfungen frühzeitig seines Jugendglanzes beraubten Gesichts lagerte sich ein Zug der Schwermuth, welcher geeignet war, der jungen Frau unwillkürlich die Theilnahme jedes fühlenden Herzens zuzuwenden. Sie saß, wie gesagt, über das Leinenzeug gebeugt und arbeitete fleißig, als ein neuer heftiger Windstoß an dem

Gebäude rüttelte und der Regen zugleich prasselnd an die Fenster schlug.

„Mein Gott, welches Wetter!" flog es über ihre Lippen, und dabei ließ sie die Nadel für einen Augenblick ruhen, um auf das Heulen des Sturmes zu hören.

Im nächsten Augenblick fuhr sie aber auch schon erschrocken zusammen und blickte nicht ohne Scheu nach dem Fenster, denn eine Hand hatte dort klopfend die Scheiben berührt und jetzt zeigte sich auch der Kopf einer Frau, deren schwarzes Haar vom Regen durchnäßt war und welches ihr, vom Winde zerzaust, verworren um das todtenbleiche Gesicht hing.

Oeffnet," stöhnte die Fremde, und lehnte sich dabei matt und erschöpft an die Außenwand — „öffnet einer Unglücklichen, einer alten Bekannten, denn meine Kräfte verlassen mich und ich kann nicht mehr weiter!"

„Einer alten Bekannten?" — Die junge Frau überkam ein Beben — diese Stimme, sie mußte sie schon anderwärts gehört haben — dieses Gesicht, welches ihr aus der Finsterniß entgegenstarrte, weckte Erinnerungen bei ihr, bei denen sie erbebte.

Schnell erhob sie sich in fieberhafter Unruhe, durcheilte das kleine Gemach und schob zitternd den Riegel an der Hausthüre zurück. Schon in der nächsten Minute betrat sie mit der Fremden, die sich auf ihre Schulter stützte, wieder das Zimmer. Mit einer Hast, über die sie sich in diesem Augenblick wohl selbst nicht klar war, zog sie einen alten ledernen Lehnstuhl heran indem sie mit weicher bewegter Stimme sagte:

„Setzt Euch, setzt Euch, und erholt Euch von Eurer Erschöpfung. O, Ihr Arme, Ihr müßt sehr gewichtige Gründe gehabt haben, bei einem solchen Wetter mitten in der Nacht zu Fuß den Weg über die lange öde Haide zu machen."

„Ich verließ eine halbe Stunde von hier den Postwagen," erwiderte die Unbekannte mit schwacher Stimme, „und was meine Gründe anbelangt — es ist ein bitterer Gang, aber ich mußte ihn antreten, und wenn es vielleicht mein letzter in dieser Welt sein sollte, dann, meine gute Susanne, leitet mich das Vertrauen zu Dir, daß Du Dich nicht weigern wirst, die Aufträge auszuführen, welche eine arme unglückliche Mutter aus Liebe und Fürsorge für ihr Kind Dir zu ertheilen beabsichtigt, da mir von früher Deine Treue und Anhänglichkeit gegen mich bekannt ist."

Schon bei den ersten Worten, welche über die bleichen Lippen der Fremden gegangen waren, hatte die Bewohnerin des einsamen Häuschens hoch aufgehorcht. Diese sanfte Stimme, welche unter der Einwirkung geistiger und körperlicher Leiden jetzt freilich fast bis zum Flüstern herabsank, hatte sie schon früher in Tagen, die auch für sie glücklicher und sorgenloser als die jetzigen gewesen waren, vernommen, und als sie nun einen abermaligen forschenden Blick auf die dicht vor ihr sitzende, vom Regen durchnäßte und mit Erschöpfung ringende Frau warf, stürzte sie plötzlich vor derselben auf die Kniee, erfaßte deren weiße abgemagerte Hände und preßte dieselben unter heftigem Schluchzen an ihr Herz.

„O mein Gott und Herr," rief sie, und dicke Thränen rollten dabei über ihre Wangen, ist mir denn wirklich bei allem Leid, was ich schon zu tragen habe, noch der bittere Schmerz aufgespart, meine theure Gebieterin in einem solchen Zustande zu sehen? — muß ich es denn wirklich erleben, diejenige, welche Geburt und Reichthum dazu berechtigten, einen hervorragenden Platz unter den Menschen einzunehmen, nun genöthigt zu sehen, unter so traurigen Umständen eine Zuflucht hier in dieser dürftigen Behausung zu suchen? — O, meine theure gute Herrin, wie namenlos unglücklich macht mich Euer Anblick!"

„Alles ist vergänglich in diesem irdischen Jammerthale, das siehst Du an mir, meine gute Susanne," entgegnete die Dame mit einer Stimme, welche die tiefste Entsagung ausdrückte, „und nenne mich nicht mehr Herrin, Du gutes liebes Wesen, denn ich bin nur ein armes unglückliches Weib, arm in der vollsten Bedeutung des Wortes und verstoßen von derjenigen, deren Stolz es nicht ertragen konnte, daß ich den Gefühlen meines Herzens nicht Widerstand zu leisten vermochte und mit Georg aus dem elterlichen Hause entfloh, als alle seine Bemühungen, meine Hand zu erhalten, vergeblich gewesen waren."

„Jene Nacht wird mir unvergeßlich bleiben," entgegnete Susanne mit gedämpfter Stimme, „denn als Ihre ehemalige Zofe war ich ja in das Geheimniß eingeweiht. Und der Zorn der Gräfin, Ihrer Mutter, als sie diese Flucht erfuhr! O, ich schaudere noch, wenn ich an den lästerlichen Fluch denke, welchen sie

Ihnen nachsandte! .. Aber so schlimm habe ich es mir doch nicht vorgestellt, denn ich glaubte mit Bestimmtheit, daß Ihr Gemahl, der Herr von Lockstädt, Mittel finden würde, Ihnen eine standesgemäße Existenz zu sichern."

„Der arme Georg," entgegnete die junge Frau, und es zuckte dabei schmerzlich über ihr blasses Gesicht, „der arme Georg hatte wohl den guten Willen, aber er überschätzte seine Kräfte und rechnete zu zuversichtlich auf Leute, die ihm einst in den Tagen des Glückes ihre Dienste angeboten hatten. So war die kleine Summe, welche wir besaßen, bald zusammengeschmolzen und als er mit traurigen Blicken den noch vorhandenen Rest betrachtete, als seine Augen zu unserem kleinen Alfred hinüberstreiften, da rannen zwei große Thränen über seine Wangen und mit gepreßter Stimme sagte er zu mir gewendet:

„So geht es nicht mehr länger!"

„O der arme Herr," rief Susanne, „er war stets so edel und gut, und ich kann mir lebhaft denken, von welcher Verzweiflung sein Herz erfüllt gewesen ist. — Aber was that er, um aus dieser peinlichen Lage herauszukommen?"

Die arme unglückliche Frau seufzte.

„Er ging in die weite Welt, zunächst nach Egypten, um als ehemaliger Officier in der dortigen Armee Dienste zu nehmen."

„Ich ahne jetzt Alles," rief die frühere Zofe, ihre Hände vor das Gesicht haltend.

„Nun," erwiderte ihre Gesellschafterin mit zitternder Stimme, und einige hektische Flecken traten auf

ihren Wangen hervor, „der Fluch, welchen meine Mutter mir nachgeschleudert hatte, verfehlte freilich seine Wirkung nicht. Wie oft habe ich in den flehendsten Ausdrücken an sie geschrieben und jedesmal sind meine Briefe unbeantwortet geblieben."

„O, ich kenne den Dämon, welcher seinen Einfluß bei der Gräfin geltend macht," rief Susanne, „es ist ihr Stiefsohn, der Baron von Bartenstein.

„Gott möge ihm vergeben," seufzte die arme Frau, „meine Tage sind gezählt, ich werde bald ausgelitten haben — aber mein Kind, mein armes Kind, um seinetwillen habe ich diesen saueren Gang gemacht und den Herrn der Heerschaaren auf meinen Knieen angefleht, daß es kein vergeblicher sein möge."

Ein Fieberfrost schüttelte in diesem Augenblick die Unglückliche und eine unnatürliche Hitze röthete ihre Wangen.

Jetzt erst erkannte Susanne, daß die arme verlassene Frau, welche bei Sturm und Regen mitten in der Nacht eine Zuflucht bei ihr gesucht hatte, im höchsten Grade leidend sei. Von Mitleid ergriffen, brach sie nunmehr in laute Selbstanklagen darüber aus, daß sie in der ersten Bestürzung, welche das Erscheinen ihrer ehemaligen Herrin bei ihr hervorgerufen, die so nöthige Sorge für deren Pflege vergessen habe.

„O, ich kann es mir nicht verzeihen," rief sie mit weicher Stimme, „daß ich Sie in diesem durchnäßten Anzug so lange sitzen ließ. Geschwind ziehen Sie sich um, ich will mein wärmstes Kleid holen, und dann trinken Sie eine Tasse heißen Thee, das wird Ihren erstarrten Gliedern wohl thun."

Mit diesen Worten wollte sie forteilen, um das bezeichnete Kleidungsstück herbeizuholen, aber Helene von Lockstädt hielt sie zurück und sagte unter einem melancholischen Lächeln:

„Lasse es gut sein, liebe Susanne, dieses Tuch, noch aus der Zeit stammend, wo ich keine Sorgen kannte und nur von Ueberfluß umgeben war, hat mich auf meiner nächtlichen Wanderung zur Genüge geschützt."

„Aber Sie sind krank, man sieht es Ihnen an," rief besorgt die ehemalige Zofe.

Abermals spielte um die Mundwinkel der bleichen Frau ein resignirtes Lächeln.

„Der Mensch kann viel ertragen," antwortete sie mit unendlicher Sanftmuth, „und während der fünf Jahre meiner Ehe habe ich mich an Leiden aller Art gewöhnt. Für jetzt, wo wir noch allein sind, lass' mich die Zeit benutzen, um Dir meine letzten Aufträge zu ertheilen, falls mir ein Unglück zustoßen sollte. Vorher wiederhole mir aber noch einmal: Hast Du auch den Willen und die Kraft, das, was ich Dir anzuvertrauen im Begriffe stehe, gewissenhaft auszuführen?"

„Ich schwöre es bei meiner Seligkeit," rief die brave Frau, „und müßte ich darüber das Leben lassen!"

„Gott wird es Dir lohnen, denn was Du thust, thust Du für mein Kind und für dessen Zukunft."

Susanne ergriff die Hand der Dame, drückte sie an ihre Brust und sagte:

„Es bedarf keiner weitern Worte, Sie werden sich in Ihrem Vertrauen nicht getäuscht finden."

„So höre. Alle Versuche, von meiner Mutter Verzeihung für meinen Fehltritt zu erhalten, sind vergeblich gewesen. Keine Regung des Mitleids, keine Anwandlung von menschlichem Gefühl fand in ihrem harten unempfindlichen Herzen Eingang. Wo sonst die Stimme der Natur doch schließlich zu sprechen beginnt, blieb sie hier, trotz meines heißen Flehens stumm. Ihr gräflicher Stolz konnte es nicht überwinden, daß die Tochter ihr die Schande bereitet hatte, mit einem Manne entflohen zu sein, welchen sie bitter haßte, weil sie in ihm das Ebenbild seines Vaters erblickte, dem sie einst in ihrer Jugend ihr Herz geschenkt, der sie hinterher aber flatterhaft verlassen hatte. Geschickt wußte mein Stiefbruder bisher den Haß, welcher in dem Herzen meiner Mutter gegen mich loderte, zu nähren; es walteten dabei Gründe ob, die vielleicht auch Dir nicht unbekannt geblieben sind."

„Es weiß ja Jedermann," rief Susanne, „daß der Baron darnach trachtet, sich Ihres Erbes zu bemächtigen."

„So blieb ich also," fuhr die junge Frau mit einem tiefen Seufzer fort, „die Verstoßene, die Verachtete, die keines Mitleid werthe Unwürdige. Es ging mir recht kümmerlich, Susanne," klagte sie und ein paar Thränen traten dabei in ihre Augen, „ich arbeitete und auch Georg arbeitete, aber es reichte nicht aus, wir versanken immer mehr in Armuth und an meinem Herzen begann eine Krankheit zu nagen, auf die ich anfangs nicht achtete, welche mich aber zu erschrecken anfing, als die Briefe von meinem Manne ausblieben

und die Frage sich bei mir geltend machte, was aus meinem Kinde werden sollte, wenn es Gott eines Tages gefiele, mich zu sich zu rufen. Dies ist der Grund, meine gute Susanne, weshalb Du mich jetzt hier siehst. Mutterliebe scheut vor keinem Opfer und vor keiner Demüthigung zurück; was kann mir Schlimmeres begegnen, als was mir schon zugestoßen ist? Ich will mich also morgen in's Schloß begeben und mich meiner Mutter zu Füßen werfen, ich werde nochmals ihre Vergebung erflehen und vielleicht — o, vielleicht will es der barmherzige Gott, daß ein Strahl der Rührung in ihr Herz fällt und daß sie mich wieder aufnimmt."

Susanne hatte sich während dieser Mittheilungen mehrere Male mit dem Zipfel ihrer Schürze die Thränen getrocknet, jetzt brachte sie den dampfenden Thee und begierig griff Helene von Lockstädt nach der Tasse, denn trotz alles Ableugnens durchschüttelte der Fieberfrost immer stärker ihre Glieder und sie vermochte sich kaum mehr aufrecht zu halten.

„Es ist nur Eins zu bedenken," fuhr die Dulderin fort, „und hierbei baue ich ganz auf Dich, Du treue Seele. Unter allen Kränkungen, welche mir zugefügt wurden, war wohl die die schmerzlichste und größte, daß man beharrlich meine rechtmäßige Vermählung mit Georg in Abrede stellte, obgleich wir Beide uns wiederholt erboten, die Beweise dafür beizubringen. Auch hierin erkenne ich die dämonischen Einwirkungen meines Stiefbruders und durchschaue den finsteren Plan, mein Kind zu seinem Vortheil um sein künftiges Erbe zu

bringen. Du kannst wohl denken, mit welcher Sorgfalt ich bisher die Papiere gehütet habe, welche meine rechtmäßige Ehe und die legitime Geburt meines kleinen Alfred darthun — aber wenn mir nun ein Unglück zustieße?"

„O, verbannen Sie doch diesen Gedanken."

„Nein, er hat sich bei mir tief eingeprägt und macht sich immer von Neuem wieder geltend. Doch genug hiervon. Hier nimm die Documente und verwahre sie gut, es ist mein Trauschein, es ist der Taufschein meines Kindes und hier hast Du einen Zettel, auf welchem der Name und die Wohnung einer Dame verzeichnet sind, die innigen Antheil an meinem Schicksal nimmt und welcher ich mein Kind einstweilen in Verwahrung gegeben habe. Sie ist eine edle Frau und bereit, mir in jeder Beziehung Hilfe zu leisten. Und dann noch Eins, meine gute Susanne: Du kennst doch den Hauptmann von Wenkstern, welcher zwei Stunden von hier eine kleine Besitzung hat?"

„Ich sah ihn ja oft genug in Ihrem elterlichen Hause, als noch keine Wolke des Kummers Ihre Stirn trübte."

„Nun, er war der treueste Freund meines Mannes und hat es demselben bei seiner Abreise zugeschworen, mir seinen Beistand nicht zu versagen, wenn ich denselben in Anspruch nehmen sollte. Dieser Augenblick ist jetzt gekommen und ich weiß, er wird sein gegebenes Wort unverbrüchlich halten. Nimm daher diesen Brief und sollte ich nicht wieder aus dem Schlosse zurückkehren, so sinne auf Mittel und Wege, ihm denselben unverweilt zuzustellen."

„Ich selbst werde ihm denselben überbringen,“ bemerkte Susanne entschlossen.

Sie hatte bei diesen Worten die Papiere, welche mit einem schmalen Bande zusammengebunden waren, in Empfang genommen und barg dieselben in ihrem Busen.

„Hier ruhen sie einstweilen sicher,“ sagte sie, „und morgen mit dem Frühsten werde ich sie an einem Ort verbergen, der nur mir bekannt ist. Seien Sie unbesorgt,“ setzte sie hinzu, als sie die ängstlichen Blicke ihrer Gesellschafterin bemerkte, ich habe während der Zeit meiner Ehe gelernt auf der Hut zu sein und überdem, in diesem Fall würde ich auch den Muth besitzen, für meine theure Herrin und deren Kind jeder Gewalt zu trotzen.“

Die unglückliche Mutter wollte eben eine dankende Antwort geben, als sie erschrocken zusammenfuhr. Ein scharfer Pfiff ließ sich in der unmittelbaren Nähe des Hauses vernehmen, welcher Susanne ebenfalls in Unruhe und Bestürzung versetzte, obgleich sie dies so viel wie möglich zu verbergen suchte.

„Was bedeutet dies?“ fragte Helene unruhig.

„Es ist mein Mann, welcher entweder aus dem Walde, oder aus dem Schlosse zurückkehrt; er giebt mir das Zeichen, daß ich ihm öffnen soll.“

„Du bist also verheirathet? — Wie heißt Dein Mann?“

„Caspar Watt.“

„Wie, Watt, der Waldhüter?“

„Er ist es,“ lautete die schüchterne Antwort.

„O Susanne, dann bist Du auch nicht glücklich, ich kenne die rohe Natur dieses Menschen.“

Die junge Frau senkte den Kopf und ein leiser Seufzer entrang sich ihrer Brust.

„Die Gräfin und der Baron wollten diese Heirath; erwiderte sie unter einem schmerzhaften Gesichtszucken — er versprach mich gut zu behandeln und ich glaubte ihm.“

„Arme Susanne, ich wußte wohl, daß Du hier wohntest, aber ich meinte Dich besser versorgt. Jetzt weiß ich, daß Dein Geschick nicht um Vieles besser wie das meinige ist. Caspar Watt war von jeher eine Creatur meines Stiefbruders; er gleicht ihm an Tücke und Herzlosigkeit. O, wenn er erführe, daß Du im Besitz dieser Papiere bist — ich zittere bei dem Gedanken, daß der Bösewicht sich ihrer bemächtigen könnte!“

Das Gespräch beider Frauen wurde hier durch einen heftigen Schlag gegen die Hausthüre unterbrochen und ein ungeduldiges Knurren oder Brummen ließ sich hören.

Helene hüllte sich unter einem leisen Schauer in ihr Tuch und schien entschlossen, mit Resignation die Dinge, die da kommen würden, abzuwarten.

„Beruhigen Sie sich,“ flüsterte Susanne, indem sie das Zimmer verließ, um zu öffnen, er wird es nicht wagen Sie zu beleidigen.“

In dem nächsten Augenblick stand der Waldhüter in dem kleinen Gemach. Seine Erscheinung war eine abschreckende. Ein kurzer untersetzter Körper mit breiten kräftigen Schultern kennzeichnete den Mann. Ein dichter schwarzer Bart, welcher den ganzen unteren Theil seines

Gesichts bedeckte, verlieh seinen gemeinen rohen Zügen vollends ein widerliches Ansehen. Seine tückischen kleinen Augen leuchteten unter buschigen Brauen hervor, sein breiter Mund war fest zusammengekniffen, als er in die Stube trat.

„Hast Du wieder geschlafen, Du faules Weibsbild?" knurrte er, indem er seiner Frau voranschritt und jetzt den Kolben seines Gewehrs auf den Boden stieß.

„Nein, ich habe nicht geschlafen, Watt," antwortete Susanne mit sanfter und schüchterner Stimme, „aber Du siehst wohl, daß wir Besuch erhalten haben und deshalb magst Du die kleine Verzögerung entschuldigen."

Jetzt erst richteten sich die Blicke des Waldhüters auf die Fremde. Seine Augenbraunen zogen sich finster zusammen und mit roher Rücksichtslosigkeit sagte er zu seiner Frau gewendet:

„Du weißt doch, daß ich Dir ein für allemal verboten habe, Jemand während meiner Abwesenheit hier aufzunehmen."

„Aber diesmal, davon bin ich überzeugt, wirst Du nicht zürnen, daß ich diesem Verbot nicht Folge leistete."

„Kennt Ihr mich denn wirklich nicht mehr, Watt?" fragte jetzt Helene in einem sanften entgegenkommenden Tone.

„Daß ich nicht wüßte," knurrte dieser, indem er die Fragestellerin in der Weise einer Bulldogge anblickte, welche zweifelhaft ist, ob sie zufassen, oder sich ruhig verhalten soll.

„Aber Caspar, wo hast Du denn Deine Augen?“ rief seine Frau, „erkennst Du denn nicht unser liebes gnädiges Fräulein von ehemals aus dem Schlosse wieder?“

Diese Eröffnung machte eine sonderbare Wirkung auf den Waldhüter. Er kannte sehr genau die Leidensgeschichte der armen Dame und wußte ganz gut, welche Gründe sein Beschützer, der Baron von Bartenstein, hatte, dieselbe von der Mutter fern zu halten und den Haß, welchen diese gegen die Tochter hegte, unaufhörlich zu schüren.

Das Erste, was er that, war, Susanne einen bösen, tückischen, nichts Gutes verkündenden Blick zuzuwerfen. Dann wendete er sich in roher Rücksichtslosigkeit an seine ehemalige Gebieterin und sagte:

„Es ist mir nicht lieb, daß Sie gerade mein Haus aufgesucht haben. Und was wollen Sie hier? — Ich weiß wirklich nicht, nach dem was vorgefallen ist, was Sie hier wollen.“

Diese freche Aeußerung trieb der hilflosen Frau das Blut in die sonst so bleichen Wangen. Entschlossen erhob sie sich von ihrem Sitz und erwiderte mit Stolz und Würde:

„Es gab eine Zeit, Watt, wo Ihr es für Pflicht erachtet, Eure Kopfbedeckung demüthig vor mir zu ziehen, wenn Ihr mir begegnetet. Auch jetzt bin ich noch die Tochter Eurer Gebieterin und ich befinde mich auf dem Grund und Boden, welchen ich ein Recht habe, künftig als den meinigen zu betrachten.“

Der Waldhüter zuckte verächtlich mit den Schultern. „Das war ehemals, aber Umstände verändern die Sache.

Nochmals wiederhole ich es Ihnen daher, daß es mir am liebsten wäre, wenn Sie meine Wohnung wieder verließen."

Die arme Verstoßene fühlte sich durch diese erneuerte Rohheit auf das Tiefste empört. Obgleich ihr Körper auf's Aeußerste erschöpft war, erhob sie sich doch entschlossen und sagte mit Stolz und Würde:

„Nun wohl, so werde ich gehen und mir ein Nachtlager auf der Haide suchen, Gott mag ohnedem wissen, wie lange ich dieses jammervolle Leben noch mit mir herumschleppe."

Aber jetzt trat Susanne vor, und mit einem Muth und einer Entschlossenheit, die der sanften eingeschüchterten Frau ihrem Tyrannen gegenüber sonst durchaus nicht eigen war, sagte sie mit fester Stimme:

„Nein, Ihr bleibt, meine theure Herrin, und was ich vermag, um Euch die Nacht sanft zu betten, das werde ich thun! Mann," fuhr sie zu Watt gewendet fort, „ist Dir denn alles christliche Bewußtsein verloren gegangen? Und wenn sich in Deinem Herzen kein menschliches Gefühl regt, gebietet Dir nicht schon die Klugheit, Dein Benehmen hiernach einzurichten? Du kannst ja nicht wissen, ob nicht eine Aussöhnung zwischen der Gräfin und unserem theuren lieben Gaste zu Stande kommt, und wie vermöchtest Du dann Dein unehrbietiges Benehmen gegen die Tochter unserer Brodherrin zu rechtfertigen?"

Diese letzte Bemerkung schien den Waldhüter auf andere Gedanken zu bringen. Er kannte den kalten rachsüchtigen Charakter der Gräfin von Plankenburg,

er wußte, daß sie ihm ohnedem nicht hold war und daß er, sobald dieselbe der verstoßenen Tochter Verzeihung angedeihen ließ und von der Behandlung, die ihr bei ihm zu Theil geworden, Kenntniß erhielt, gewärtig sein dürfte, ohne Weiteres fortgejagt zu werden. Aber auch auf den Baron von Bartenstein, seinen Gönner, mußte er Rücksicht nehmen und so nahm er sich denn vor, erst später einen Entschluß über sein Verhalten in dieser Angelegenheit zu fassen und vorläufig etwas gelindere Saiten aufzuspannen.

„Nu, nu," brummte er, „es war nicht so schlimm gemeint, obgleich meine Worte vielleicht etwas rauh geklungen haben mögen. Ruhen Sie sich aus und was an mir ist, so wünsche ich Ihnen alles Glück auf Ihrem morgenden Gange nach dem Schlosse."

Mit diesen Worten entfernte er sich, um sein Nachtlager zu suchen, und im nächsten Augenblick befanden sich die beiden Frauen wieder allein.

„Gute Susanne," seufzte Helene, indem sie ihren Kopf an die Schulter ihrer ehemaligen Zofe lehnte, „o, bitte mit mir zu Gott, daß er meinen morgenden schweren Gang keinen erfolglosen sein lassen möge."

„Fassen Sie nur Muth," tröstete im sanften Tone die junge Frau, „aber um Ihr Vorhaben ausführen zu können, müssen Sie sich vorher durch einen gesunden Schlaf stärken. Kommen Sie, Ihr Bett steht neben dem meinigen; ich werde Sie bewachen, wenn Sie die müden Augen geschlossen haben."

Helene drückte einen Kuß auf den Mund ihrer

ehemaligen Dienerin und folgte ihr willig in das kleine Schlafgemach.

Zweites Capitel.

Eine Schauer-Scene.

Eine Stunde von dem Forsthause entfernt, zeigte sich ein weitläufig angelegter Park und dicht hinter demselben lag das Schloß, welches der Gräfin von Plankenburg zum Witwensitz diente. Dieses Schloß mit seinen verwitterten Mauern, mit seinen nicht minder bereits vom Alter geschwärzten Eckthürmen, endlich mit seinen hohen schmalen Spitzbogenfenstern, hatte ein düsteres Ansehen. Mit dieser Düsterheit harmonirte die Stille, welche rings um das alterthümliche Gebäude herrschte. Kein geschäftiges Leben, wie dies sonst auf einem großen ländlichen Herrschaftssitze der Fall zu sein pflegt, gab sich kund, nur hier und da überschritt ein männlicher oder weiblicher Dienstbote den geräumigen Hof, um sich nach den Ställen oder Scheuern zu begeben, oder die Gestalt eines Livréebedienten zeigte sich für einige Augenblicke am Ausgang des hohen Portals, um in den nächsten Minuten wieder zu verschwinden. Es mochte jetzt etwa gegen neun Uhr des Morgens sein, als eine Dame, die dem Anschein nach etwa sechzig Jahre alt sein mochte, aus einer Seitenthüre in einen kleinen Salon trat, welcher offenbar als Speise- und Frühstückzimmer diente. Ihre Gestalt, noch immer gerade und aufrecht, hatte etwas Stolzes und Gebieterisches, während sich in ihren strengen Zügen Härte und Kälte abspiegelte. Indem sie in einem weichgepolsterten, mit

feinem Sammet ausgeschlagenen Lehnstuhl Platz nahm und nach einem Journal griff, deren mehrere auf einem runden, zierlich gearbeiteten Tisch ausgebreitet waren, trat unmittelbar darauf ein Diener in's Zimmer und begann schweigend das Frühstück zu serviren.

„Hat mein Sohn nicht sagen lassen, ob er von seiner Besitzung herüber kommt?" fragte die Dame, welche keine andere als die Gräfin von Plankenburg war, mit zurückgeworfenem Kopfe.

„Soeben ist ein Bote des Freiherrn angelangt; er wird sich die Ehre geben, in einer Stunde seine Aufwartung zu machen."

Der Freiherr war der Stiefsohn der Gräfin, der Baron von Bartenstein, welcher sich bereits im selbstständigen Besitz eines in der Nachbarschaft gelegenen Gutes befand, das er von seinem verstorbenen Vater geerbt hatte.

„Es ist gut, Du kannst gehen," bemerkte die Schloßherrin mit einem kalten strengen Blick zu dem Diener, während sie gleichzeitig wieder nach der vor ihr liegenden Lectüre griff. Aber schon kurze Zeit nachher schob sie dieselbe ungeduldig bei Seite und stützte, offenbar übel gelaunt, den Kopf in die Hand.

„Ich möchte nur wissen," sagte sie im rauhen Tone, „wie der Hauptmann dazu kommt, mich abermals an dieses entartete, ungerathene Geschöpf zu erinnern! ... Wer giebt ihm ein Recht dazu, sich fortwährend zum Vermittler in einer Angelegenheit aufzuwerfen, die ich längst endgiltig entschieden habe! ... Sie bleibt ein für allemal verstoßen, die Unwürdige, und nie werde ich ihr

wieder Verzeihung angedeihen lassen — mein ganzer Haß soll sie verfolgen und bis zu ihrem letzten Athemzuge mag sie es empfinden, wie tief sie meinen Stolz verletzte und welche Schande sie über einen alten, bisher unbefleckten Namen brachte. Ja, wenn sie jetzt vor mir erschiene, die Bettlerin, und sich mir zu Füßen würfe, ich würde sie von mir stoßen und ihr von Neuem meinen Fluch nachsenden."

Die Augen der Sprecherin glühten, während sie krampfhaft die Faust ballte. Es war offenbar, daß sich jene Unnatur bei ihr geltend machte, welche vielfach für den Beobachter ein psychologisches Räthsel ist und die häufig nur eines Anstoßes bedarf, um mit einem Verbrechen zu enden. Uebrigens lastete auch, wie wir im weiteren Laufe der Erzählung sehen werden, der Verdacht eines solchen auf der Gräfin und wenn bisher auch kein Ankläger gegen sie aufgetreten war, so flüsterte man sich doch über das schnelle Ende ihres ersten Gemahls, welchen sie ebenfalls durch ihre Kälte und Herzlosigkeit gepeinigt hatte, allerhand verdächtige Dinge in die Ohren. Daß die grausamen Worte, welche eben über ihre Lippen gegangen waren, ihrer Tochter Helene galtend und daß der Fürsprecher derselben kein Anderer als der von der Letzteren gegen Susanne erwähnte Hauptmann von Wenkstern war, wird der Leser bereits errathen haben.

Doch bevor wir das Drama weiter ausspinnen, welches sich vor den Augen desselben entwickeln wird, müssen wir ihn vorher noch nach einem anderen Ort führen. Herr von Bartenstein stand eben im Begriff,

einen leichten Jagdwagen zu besteigen, um, wie dies von ihm täglich zu geschehen pflegte, seiner Stiefmutter auf dem nur etwa eine Stunde von seiner Besitzung gelegenen Schlosse einen Besuch abzustatten, als er in der Ferne Caspar Watt bemerkte, der sich mit einer Hast, die auf etwas Ungewöhnliches hindeutete, dem Hofe näherte und jetzt, wo er bemerkte, daß der Freiherr zur Abfahrt bereit sei, sogar sein Taschentuch schwenkte, um dessen Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

„Was will das Galgengesicht?" murmelte Herr von Bartenstein, indem er die Ankunft des Waldhüters abwartete.

Dieser Letztere zog jetzt seine Kopfbedeckung und sagte:

„Es ist gut, daß ich Euer Gnaden noch zu Hause angetroffen; drüben auf der Haide hat sich diese Nacht etwas Außergewöhnliches ereignet."

„Ist von Dir vielleicht wieder ein Förster oder sonst Jemand zuschandengeschossen worden?" bemerkte der Freiherr, indem er seinen Vertrauten höhnisch anblickte.

Dieser sandte heimlich dem Fragesteller einen giftigen Blick zu, besann sich aber doch wieder sofort und erwiderte die ihm zugeschleuderte Bemerkung durch ein halbdemüthiges, halb entgegenkommendes Grinsen.

„Na, Watt," fuhr der Freiherr beruhigend fort, die Geschichte ist mit dem Tode des Försters längst begraben und aus einem verwegenen Wilddieb bist Du ja jetzt ein ehrsamer Waldhüter geworden. Spaßhaft war es allerdings, als ich Dich unmittelbar nach der

That etwas unsanft beim Kragen erfaßte. Freilich, Du hattest keine Ahnung davon, daß ich nur zehn Schritte von Dir im tiefen Gebüsch ebenfalls auf dem Anstand stand, und als der alte Ortmann, von Deiner Kugel getroffen, so plötzlich zusammenbrach, da verließ Dich doch wohl für einen Augenblick Deine sonstige Vorsicht und Du bemerktest mich erst, als sich meine Hand nach Dir ausstreckte."

„Hätte ich ihn nicht niedergeschossen, er würde es gegen mich gethan haben," knurrte Caspar.

„Wäre wohl möglich gewesen. Uebrigens bist Du bei der Geschichte nicht schlecht fortgekommen. Ich nahm Dich in meine Dienste, weil ich einen solchen Kerl, wie Du bist, gerade brauchen konnte und so lange Du mir treu dienst, hast Du von mir nichts zu befürchten."

„Ich denke, darüber haben Euer Gnaden sich nicht zu beklagen," entgegnete Watt ziemlich trotzig, „ich meine aber, Sie lohnen mir meine Treue nicht besonders, wenn Sie mich fortan an eine Sache erinnern, die eigentlich längst vergessen sein sollte."

„Die Bestie zeigt die Zähne," dachte Herr von Bartenstein, wobei er seinen Vertrauten mißtrauisch von der Seite anblickte. Dann schlug er einen freundlichen Ton an und sagte in zutraulicher Weise:

„Nun, laß es gut sein Caspar, meine Worte waren nicht so schlimm gemeint. Berichte also jetzt, was Dich schon so früh hieher geführt hat."

„Es ist ein Vorfall, welcher Sie eben nicht angenehm stimmen wird."

„Fasse Dich kurz," rief der Freiherr ungeduldig, „was giebt es?"

„Nun, als ich diese Nacht nach Hause kam, fand ich Besuch bei mir."

„Was geht das mich an."

„Mehr wie Euer Gnaden denken. Denn die Dame, welche bei Sturm und Regen über die Haide schritt und bei meiner Frau eine Zuflucht suchte, ist niemand Anders als Ihre Stiefschwester, die vor fünf Jahren mit dem Herrn von Lockstädt heimlich entfloh."

Jetzt zuckte der Baron heftig zusammen und ein finsterer, in kalte Bosheit getränkter Blick schoß aus seinen grauen Augen.

„Wie," rief er, „die Verworfene wagt es, sich in der Nähe des Schlosses blicken zu lassen? — Was will die Bettlerin hier? — weiß sie denn nicht, daß sie für immer verstoßen ist?"

Watt, welcher es der Klugheit angemessen fand, nur halb die Wahrheit zu sagen, bemerkte mit scheinbarer Ruhe:

„Was sie hier will, das weiß ich nicht, denn sie hat es mir nicht anvertraut, sie kam krank und elend an und es wäre am Ende wohl möglich, daß sie die Absicht hätte, der Gräfin auf dem Schlosse einen Besuch abzustatten."

„Das darf nicht geschehen, so etwas muß um jeden Preis verhindert werden!"

„Deswegen bin ich eben hier, um mir Befehle einzuholen."

Herr von Bartenstein sann einen Augenblick nach. „Kehre unverweilt zurück," rief er, „halte sie um jeden

Preis fest, sperre sie nöthigenfalls ein, ich gebe Dir Vollmacht dazu. Später werde ich Mittel finden, sie von hier wieder zu entfernen, oder unschädlich zu machen. Vorläufig laß Dir ihre Bewachung angelegen sein und auch Deinem Weibe gebiete Schweigen, denn Helenens Gegenwart muß für Jedermann ein Geheimniß bleiben."

Caspar, welcher es doch für räthlich fand, sich für alle Fälle den Rücken zu decken und der von dem Besuch wußte, welchen die Letztere ihrer Mutter abstatten wollte, erwiderte daher in einem knurrenden Tone:

„Bewachen will ich die Gnädige schon, aber daß ich dieselbe bei meiner Rückkehr noch im Hause antreffe, dafür kann ich nicht einstehen."

„Nun, jedenfalls muß ich bei meiner Stiefmutter sein, bevor sie dort anlangt, wenn sie dies wirklich wagen sollte. Halte Dich übrigens für alle Fälle bereit, denn wahrscheinlich wird es bald für Dich zu thun geben."

Mit diesen Worten schwang sich Herr von Bartenstein in den bereitstehenden Wagen, ergriff die Zügel und trieb die Pferde zur Eile an. Caspar Watt blickte ihm mit einem boshaften Lächeln nach.

„Hielte er mich nur nicht so fest in der Schlinge," murmelte er, „so möchte er sammt seiner Sippschaft zum Teufel gehen! Wie oft hat er mir den Fuß auf den Nacken gesetzt und mich wie einen Hund behandelt! .. Und ist er etwa besser wie ich? — Es ist wahr, es klebt Blut an meinen Händen, aber wie sieht es denn auf dem Grunde *seiner* Seele aus? Einen schmutzigen Morast erblicke ich, in welchem sich alle

Laster herumwälzen, und obenan unter diesen ist es die Geldgier, welche ihn fortwährend antreibt, die höllischen Flammen in der Brust der alten Gräfin noch mehr anzublasen. Ja, ja, seine Schwester und ihr Kind für immer zu beseitigen, und dann das schöne große Gut zu erben, auf das er doch eigentlich gar keine Ansprüche hat, das ist sein Ziel, und zur Erreichung desselben wird er kein Mittel scheuen, dafür kenne ich ihn gut genug."

Der Waldhüter hatte mit diesen Worten die Flinte über die Schulter geworfen und schickte sich an, den Hof zu verlassen. Zu seinen Neigungen gehörte es unter Anderem auch, dem Branntwein häufig im Uebermaß zuzusprechen und die arme Susanne hatte dann, wenn er im trunkenen Zustande zurückkehrte, schon manche harte Mißhandlung erfahren müssen. Auch jetzt steuerte er einem seitwärts von der Landstraße gelegenen, ziemlich vereinsamt dastehenden Wirthshause zu. „Mögen sie dort im Schlosse ihre schwarze Wäsche untereinander auswaschen, was kümmert's mich," murmelte er, „und wenn die Tochter Verlangen darnach fühlt, ihrer Mutter unter die Augen zu treten, so ist dies ihre Sache, ich bin jetzt eben nicht dazu aufgelegt, sie daran zu verhindern. Watt, die Bulldogge, wird immer noch zeitig genug bei der Hand sein, wenn man es für angemessen hält, dieselbe Jemand an den Hals zu hetzen — „ja Bulldogge," wiederholte er und brach dabei in ein höhnisches Gelächter aus, „das ist der richtige Name für einen Kerl wie ich bin, aber vorläufig muß ich aushalten und mir die Drohungen der Blindschleiche

gefallen lassen, bis sich später vielleicht einmal eine Gelegenheit findet, wo ich dem Herrn, welcher mich jetzt an der Leine hält, ebenfalls die Zähne zeigen kann!"

Mit diesen Gedanken beschäftigt, trat der Waldhüter in die Schänke und forderte ein großes Glas Branntwein, welches er mit einem Zuge hinunterstürzte.

Inzwischen war der Freiherr im Schlosse angelangt. Mit dem leisen Schritt einer Katze durcheilte er geräuschlos mehrere mit Teppichen belegte Zimmer und stand jetzt vor seiner Stiefmutter. Indem er deren Hand ergriff und an seine Lippen zog, hüllten sich seine Augen in einen scheinheiligen Ausdruck und um seinen Mund lagerte sich ein entgegenkommendes, fast demüthiges Lächeln.

„Wie befindet sich die theure Mama?" fragte er mit einer Stimme, welcher er einen möglichst weichen Ausdruck zu geben bemüht war.

Die Gräfin dankte in ihrer kurzen kalten Weise. „Du hast heute länger als gewöhnlich auf Dich warten lassen," bemerkte sie in einem etwas gereizten Tone, „darf man nach dem Grunde dieser Verzögerung fragen?"

Der Baron senkte den Kopf und zögerte mit der Antwort; er war ein Meister in der Verstellung.

„Nun?" stieß die alte Dame heraus und machte zugleich eine ungeduldige Geberde.

„Theure Mama, meine Liebe zu Ihnen, meine Besorgniß für Ihre Ruhe, machen es mir fast zur Pflicht, darüber zu schweigen."

Die Gräfin lachte bitter auf. „Ich bin dieser Liebe bisher nirgends begegnet und sie ist auch von mir von Niemand gefordert worden; ich habe mir stets selbst genügt, laß also solche Phrasen und komme zur Sache.“

Der Stiefsohn warf heimlich einen lauernden Blick auf die Sprecherin, er kannte ihren cholerischen Charakter und gerade jetzt lag es ja in seiner Absicht, diese harte abstoßende Natur möglichst zu reizen.

„Was mich anbelangt,“ erwiderte er heuchlerisch, „so spreche ich mich von dem Vorwurfe frei, dieser Liebe nicht Rechnung getragen zu haben, obgleich allerdings die bitteren Prüfungen, welche Ihnen von einer anderen Seite auferlegt wurden — —“

„Schweige!“ rief die alte Dame, und ihre Augen begannen unheimlich zu glühen, „schweige, denn ich weiß, worauf Du hindeutest! Diese Unwürdige existirt nicht mehr für mich.“

„Nun, so werden Sie es also ganz gerechtfertigt finden, wenn ich über mein längeres Ausbleiben keine Rechenschaft ablege.“

Frau von Plankenburg horchte hoch auf. „Welche Nachricht verbirgt sich hinter diesen räthselhaften Worten?“

„Es ist wirklich besser, Sie forschen nicht weiter.“

Die Gräfin fuhr in die Höhe und ein finsterer ungeduldiger Blick begleitete diese Bewegung. „Hast Du mich jemals schwach gesehen?“ fragte sie erregt. „Ich denke, ich habe es in allen Tagen meines Lebens bewiesen, daß ich mich von meinen Gefühlen nicht

beherrschen lasse. Derartige Sentimentalitäten sind mir zuwider."

„Allerdings. Ich habe diese Seelenstärke auch stets bewundert."

„Nun also, was giebt es?"

Der Heuchler gab sich das Ansehen, als bestehe er einen inneren Kampf. Ein tiefer Seufzer entschlüpfte seiner Brust und nachdem er noch ein Augenblick gezögert, sagte er endlich mit gepreßter Stimme:

„Sie wollen, daß ich spreche, nun wohl, es sei! Aber meine Schuld ist es nicht, wenn sich dann wieder eine Wunde öffnet, die ich so gern für immer geschlossen sehen möchte."

„Ich weiß, worauf Du hindeutest. Du meinst Deine Stiefschwester, allein Du vergißt, daß dieselbe für mich nicht mehr vorhanden ist."

„Leider! Dieses Familienunglück quält mich Tag und Nacht. Aber der Scandal war doch zu groß. Und wie ich Ihnen schon mittheilte, Strubs, welcher in dieser Beziehung einen scharfen Blick besitzt, hat in meinem Auftrage die Papiere geprüft und behauptet ebenfalls, daß der Trauschein gefälscht ist."

Mit der Person des ehrwürdigen Herrn Strubs werden wir die Leser später bekannt machen.

„Du interessirst Dich für diese Angelegenheit in außergewöhnlicher Weise," bemerkte die Gräfin, indem sie einen höhnischen Blick auf ihren Stiefsohn warf. Doch was ist es mit dieser Entarteten? — Sie hat gewiß an Dich geschrieben und Deine Fürsprache bei mir in Anspruch genommen?"

„Nein, sie hat es für angemessener gefunden, selbst zu erscheinen," bemerkte Herr von Bartenstein und warf zugleich einen lauernden Blick auf seine Stiefmutter, um zu erforschen, welche Wirkung diese Enthüllung auf sie gemacht habe.

In der That hatte er Ursache, mit dem Resultat seiner Beobachtungen zufrieden zu sein. Finsterer und Verderben verkündender hatten wohl niemals die Augen einer Frau geleuchtet, als dies jetzt bei der Gräfin der Fall war; mit diesen Blitzen, welche unter ihren Augenbraunen hervorschossen, schien sie die arme verstoßene Tochter noch einmal niederschmettern zu wollen.

„Wie meinst Du das?" stotterte sie endlich zornglühend, „und woher hast Du überhaupt diese Nachricht?"

„Caspar Watt überbrachte mir dieselbe diesen Morgen, als ich im Begriff stand, mich hierher zu begeben. Sein thörichtes Weib, die Susanne, hatte die Geliebte des Herrn von Lockstädt während seiner Abwesenheit in einem völlig heruntergekommenen Zustande im Hause aufgenommen."

„Die Landstreicherin!" flog es von der Schloßherrin Lippen.

„Und dennoch prahlte sie, daß sie auf dem ihr zustehenden Grund und Boden stehe," bemerkte aufreizend der Freiherr.

„Auf ihrem Grund und Boden! Hat die Thörin denn ganz und gar vergessen, daß ich allein hier Herrin bin! Ebenso gut könnte ein Bettler, welcher vor meiner

Thüre erscheint, die Scholle, auf welcher er steht, als Eigenthum beanspruchen."

„Inzwischen werden Sie sich aber immer auf eine aufregende Scene gefaßt machen müssen."

„Du meinst also wirklich, daß sie es wagen wird, vor mir zu erscheinen?"

„Ich bin dessen sogar gewiß, denn darin besteht ja lediglich der Zweck ihrer Reise. Wollen Sie es also hier im Schlosse zu einem öffentlichen Auftritt kommen lassen?"

„Nimmermehr! Man nennt mich grausam und hartherzig, man bezeichnet mich sogar als eine unnatürliche Mutter. Nun, ich bin zwar stark genug, mich mit Verachtung hierüber hinwegzusetzen, aber ich hasse den Scandal und es ist mein bestimmter Wille, daß derselbe vermieden werde."

„Was soll also geschehen?"

„Begieb Dich sofort nach dem Forsthause und verhindere das Erscheinen dieser Unverschämten um jeden Preis. Finde sie mit einem Stück Geld ab, sperre sie nöthigenfalls ein und stelle sie unter Watts Aufsicht, aber vor mein Angesicht darf sie nie mehr treten, und dies zu verhindern, mache ich Dir zur Pflicht."

Als die Gräfin diese grausamen Worte sprach, ließ sich plötzlich ein tiefer schwerer Seufzer von dem entgegengesetzten Ende des Zimmers vernehmen. Bestürzt fuhr diese empor und richtete gleichzeitig mit dem Baron ihren fragenden Blick nach dem Eingang des Gemachs. Dort stand, auf den Arm Susannens

gestützt eine Leidensgestalt, welche halb schmerzlich, halb vorwurfsvoll die unnatürliche Mutter anblickte, während zwei dicke Thränen auf ihre bleichen Wangen herabrollten. Ja, es war in der That die arme Helene, welche diesen bitteren Gang angetreten hatte, bei dem die treue Zofe durch Nichts zu bewegen gewesen war, ihre ehemalige Herrin zu verlassen. Von Niemand im Hause war die arme Dulderin angehalten worden, Alle erkannten sie und obgleich ihre Kleidung nur eine sehr einfache, fast dürftige war, so verneigten sich doch die Dienstboten mit einem Gefühl mitleidsvoller Achtung vor ihr und keinem fiel es ein, ihr hindernd in den Weg zu treten, als sie jetzt stumm grüßend, aber innerlich geknickt, unmittelbar auf die Gemächer der Gräfin zuschritt. Von Helene waren die letzten herzlosen Worte ihrer Mutter noch vernommen worden und überwältigt vom Schmerz, hielt sie, auf ihre Begleiterin gestützt, in ihrem Gange unwillkürlich inne.

Starres Erstaunen hatte sich der Gräfin bei dem so unerwarteten Erscheinen der verstoßenen Tochter bemächtigt und dies war wohl die Ursache, daß sie anfänglich kein Wort hervorzubringen vermochte, sondern nur finstere Blicke der Wuth auf die Unglückliche schleuderte. Diese aber, welche sich nur noch mühsam aufrecht zu halten vermochte, wendete jetzt ihr geisterhaft aussehendes Gesicht mit dem Ausdruck des Zornes und der Verachtung ihrem Stiefbruder zu und indem sie, gleichsam abwehrend, ihren rechten Arm gegen denselben ausstreckte, sagte sie mit einer Stimme, die so klagend

klang, daß man das ganze Weh ihres Herzens daraus erkennen konnte:

„Glauben Sie diesem Menschen nicht, meine Mutter, er ist ein Lügner, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, mich zu verderben!"

Der Baron brach in ein höhnisches Gelächter aus.

„Wie sehr ich auch gefehlt haben mag," fuhr die unglückliche Frau fort, „so vermag ich doch die Behauptung, daß Georg von Lockstädt nicht mein rechtmäßiger Gatte ist, als eine grobe Lüge zurückzuweisen. So wahr mir Gott beistehen möge in meiner letzten Stunde, ich spreche nur die Wahrheit, wenn ich behaupte, daß ich ein volles Recht auf den Namen meines unglücklichen verstorbenen Mannes habe!"

Aber die arme Helene mit ihrem von Thränen umflorten Antlitz, mit ihrer kummervollen Miene, mit ihrer zitternden Stimme, war ja längst gerichtet und die harte Natur der Mutter, deren verletzter Stolz sich im Laufe der Zeit bis zum unversöhnlichen Haß gesteigert hatte, fühlte sich auch in diesem ergreifenden Augenblick nicht aufgelegt, einem besseren, milderen Gefühl eine Einwirkung auf sich zu gestatten. Im Gegentheil, als ihr finsterer Blick jetzt zu der Tochter hinüberstreifte und sie die armselige Kleidung derselben bemerkte, schwoll die Erbitterung noch mehr in ihrem stolzen Herzen, sie erblickte in derselben nunmehr nur noch eine Bettlerin und ihr Hochmuth vermochte dies nicht zu ertragen.

„Aus meinen Augen, Verworfene!" rief sie, und machte zugleich mit dem Ausdruck des Ekels eine abwehrende Bewegung gegen die Unglückliche.

Aber die arme Dulderin, obgleich dem ihr auferlegten Kreuze fast erliegend, ließ sich hierdurch in dem Versuch nicht abschrecken, das Herz dieser hartherzigen Frau doch schließlich noch zu rühren. Ihren ganzen Muth zusammennehmend, trat sie einen Schritt vor und indem sie beide Arme emporhob und die Hände faltete, rief sie mit flehender Geberde:

„Nicht meinetwegen bin ich hier, denn ich habe das Maß des menschlichen Elends bis zum Ueberfließen zu tragen gelernt, aber um meines Kindes willen trat ich diesen bitteren Gang an, und nur für dieses allein flehe ich um Ihre Theilnahme."

„Nichts ändert meinen Entschluß," erwiderte die Gräfin mit harter rauher Stimme, „hier bist und bleibst Du ein Fremdling, und wenn Du Dich wie eine Diebin in der Absicht eingeschlichen hast, mich zu überraschen, so ist Dir diese List mißlungen und es wird Zeit dieser Scene ein Ende zu machen."

Indessen ließ sich die arme unglückliche Frau auch jetzt noch nicht abschrecken. Wankenden Schrittes eilte sie auf ihre Mutter zu und im nächsten Augenblick lag sie zu deren Füßen und umfaßte ihre Kniee.

„Vergebung! Vergebung!" rief sie mit herzerschütternder Stimme, „o, meines geliebten Kindes wegen, welches bald elternlos dastehen wird, lassen Sie mich nicht hoffnungslos von hier scheiden!"

„Der Bastard!" höhnte der Baron, während sich Frau von Plankenburg rauh den Umschlingungen ihrer Tochter zu entziehen suchte.

„Der Bastard! . . . Dieses Wort fiel wie ein zerschmetternder Schlag auf das ohnedem gebrochene Herz der Unglücklichen; eine solche Beschimpfung aus dem Munde dessen, den sie als ihren gefährlichsten Feind kannte, und welchen sie ebenso haßte wie verachtete, machte sie fast wahnsinnig. Wie eine gereizte Tigerin fuhr sie empor, um sich auf den Elenden zu stürzen, ein wilder Schrei entrang sich ihrer Brust, aber gleichzeitig brach sie auch schon im nächsten Augenblick zusammen, ein Blutstrahl entquoll ihrem Munde und leise röchelnd schloß sie im Todeskampfe die Augen.

Entsetzt fuhr jetzt die Gräfin empor, das Blut ihrer Tochter hatte ihr Kleid bespritzt, eine Sterbende, wo nicht gar eine Todte lag zu ihren Füßen . . . Susanne war herbeigeeilt und versuchte unter Jammergeschrei ihre geliebte ehemalige Herrin emporzurichten, nur der Freiherr stand mit verschränkten Armen da und betrachtete kalt und herzlos diese Jammerscene, im Stillen sich darüber freuend, daß er nun dem Ziele, seine Stiefmutter zu beerben, um ein Bedeutendes näher gerückt sei.

Die Erste, welche sich wieder zu einem besonnenen Handeln aufraffte, war die Gräfin. Zwar bleich wie eine Marmorstatue und mit dem Ausdruck des bösen Gewissens auf dem Gesicht, trat sie an den Klingelzug und setzte denselben in so heftige Bewegung, daß die Glocke weithin durch das Haus ertönte. Einige Minuten später trat der alte Bruns, welcher dem verstorbenen Herrn schon gedient hatte, und der jetzt im

Schlosse das Amt eines Hausmeisters versah, in das Gemach. Erschrocken blieb der Greis bei dem Anblick, welcher sich ihm darbot, auf der Schwelle stehen und im tiefen Schmerz schlug er die Hände über dem Kopf zusammen, während er der Schloßherrin zugleich einen Blick der Anklage zusandte, dessen geheime Deutung wohl nur diese verstand, denn die kalte, herzlose Frau, vor deren Stolz sich sonst Alles beugen mußte, schlug wie eine Schuldbewußte die Augen zu Boden und nicht undeutlich war es zu erkennen, daß das böse Gewissen aus ihr sprach.

Aber auch jetzt gelang es der Energie ihres Charakters, eine Ruhe zu erheucheln, welche sie in Wahrheit nicht besaß.

„Wie Du siehst, Bruns," bemerkte sie, „hat sich hier ein großes Unglück zugetragen. Diese Arme wurde von einem Blutsturz befallen und ich fürchte, es ist mit ihrem Leben vorüber."

„Sie haben sie gemordet," stieß Susanne in ihrem Schmerze rücksichtslos heraus.

Die Gräfin warf ihr einen solchen drohenden Blick zu, daß die ehemalige Zofe, welche sich erinnerte, daß sie gänzlich der Willkür dieser Menschen preisgegeben sei, erzitterte und schüchtern den Kopf senkte. Zugleich fühlte sie aber auch, wie der Baron ihren Arm erfaßte und sie nach der Thüre drängte.

„Hinaus!" flüsterte er, „und kommt jemals wieder ein solches wahnwitziges Wort über Deine Lippen, so sollst Du die Faust Deines Mannes in einer Weise fühlen, wie sie bisher auf Dich noch nicht niedergefallen

ist. Hinaus und halte Deine Zunge im Zaum, kopflose Schwätzerin; diesen Rath beherzige und nun fort, Du hast hier nichts mehr zu suchen!"

Still weinend entfernte sich die Frau des Waldhüters und schlug traurig den Weg zu ihrer Wohnung ein. Noch einmal aber wendete sich ihr Antlitz dem Schlosse zu und ihre Hand gleichsam wie zum Schwur erhebend, murmelte sie:

„Mag da kommen, was da will, mag Watts rohe Hand mich blutig schlagen, ich werde Deine letzten Aufträge gewissenhaft ausführen, arme Märtyrin! Eine treue Seele sollst Du hier auf Erden wenigstens zurücklassen und Gott wird mir armen schwachen Frau bei der Ausführung eines guten Werkes seinen Beistand nicht versagen!"

Um den Schein zu wahren, hatte die Gräfin durch einen reitenden Boten den nächsten Arzt herbeirufen lassen, obgleich sie wußte, daß dieser nur eine Todte antreffen würde. Auf demselben Zimmer, welches von Helene als junges Mädchen bewohnt worden war und wo sie in mancher stillen Stunde in der Schwärmerei ihres Herzens von einer glücklichen Zukunft an Georgs Seite geträumt, war jetzt die Leiche der jungen Frau im langen weißen Sterbegewande gebettet, einen Immortellenkranz in den gefalteten Händen haltend, womit sie die alte Haushälterin Therese geschmückt hatte.

Der Ausspruch des Doctors lautete dahin, daß der Verblichenen, in Folge ihres aufgeregten Zustandes, ein Blutgefäß gesprungen, und daß hierdurch der Tod erfolgt sei.

Ein einfacher Sarg nahm ihre Hülle auf und geräuschlos wurde dieselbe eines Abends im Beisein der Hausdienerschaft in dem Familienbegräbniß an der Seite ihres ihr vorangegangenen Vaters beigesetzt. Susanne hatte dieser Trauerfeierlichkeit nicht beiwohnen dürfen; sie wurde überhaupt jetzt von ihrem Manne wie eine Gefangene gehalten und litt unter seinen rohen Drohungen mehr als je. Es war offenbar, daß von dem Freiherrn dem Waldhüter in Bezug auf sie besondere Instructionen gegeben worden waren, und es entging ihr nicht, daß sie von ihrem Manne im Stillen auf Schritt und Tritt beobachtet wurde. Dennoch beschloß die brave Frau, bei der ersten sich darbietenden günstigen Gelegenheit die Zusage, welche sie ihrer ehemaligen Gebieterin geleistet, auf jede Gefahr hin zu erfüllen und dem Hauptmann von Wenkstern die von Helene ihr anvertrauten Papiere, welche sie an einem sicheren Ort verborgen hatte, einzuhändigen.

Die Gräfin von Plankenburg war seit dem Tode ihrer Tochter noch abstoßender und unzugänglicher wie früher geworden, und selbst der geschmeidigen Augendienerei ihres Stiefsohnes gelang es nicht, ihre Launen zu beschwichtigen, oder seinen früheren Einfluß bei ihr wieder zu erlangen. Einige Mal, wenn seine lauernden Blicke sie heimlich beobachteten, schien es ihm sogar, als ob ihre Augen mit dem Ausdruck des Hasses auf ihm ruhten und als er eines Tages darauf anzuspielen wagte, daß er doch jetzt eigentlich ihr nächster natürlicher Erbe sei, warf sie ihm einen solchen Blick der Verachtung zu und wendete ihm, ohne ein Antwort zu

zu geben, so kalt den Rücken, daß der Heuchler es für gerathen fand, diesen Gegenstand in der nächsten Zeit nicht mehr zu berühren. Vier Wochen später sah er sich in die Nothwendigkeit versetzt, seine Stiefmutter um die Aufnahme einer erheblichen Hypothek auf ihr ausgedehntes Besitzthum zu ersuchen, um ihm damit aus der Verlegenheit zu helfen. Aber auch diesmal erfuhr er, ganz gegen sein Erwarten, eine kalte höhnische Abweisung, indem ihm die Gräfin geradezu erklärte, daß sie keineswegs eine Veranlassung fühle, seine unlauteren Leidenschaften zu unterstützen, und daß er sehen möge, wie er zurecht komme, wenn seine Einnahmen mit seinen Ausgaben nicht übereinstimmten. Der Freiherr biß sich in die Lippen und obgleich er es nicht für angemessen fand, mit der alten Dame zu brechen, so schied er doch von derselben mit einem Herzen voll Groll und Rache. Der nächste Gegenstand seines Argwohns war das von Helene hinterlassene Kind. Er kannte zwar die Stadt, wo die arme Verstoßene bisher gewohnt hatte, aber trotz seiner eifrigen heimlichen Nachforschungen war es ihm bisher nicht gelungen, den gegenwärtigen Aufenthalt des kleinen Alfred zu erfahren. Watt, welcher sich unter einer Verkleidung in dem ärmlichen Hause in der Vorstadt hiernach erkundigt, konnte nicht mehr ermitteln, als daß die Mutter unter dem Vorwand einer Reise ihren Knaben mit sich genommen habe. Es war also ausgemacht, sie hatte das Kind vor ihrer Abreise für alle Fälle bei einer zuverlässigen Person untergebracht. Und wenn die Gräfin nun in einem Anfall von Reue die Neigung fühlte, sich der

Waise anzunehmen? Sie hatte zwar bis jetzt darüber nicht die entfernteste Aeußerung fallen lassen, aber wenn der Baron das veränderte Verhalten derselben gegen ihn in der letzten Zeit erwog, wenn er ihren finsteren verschlossenen Charakter in Betracht zog, so lag die Möglichkeit gar nicht fern, eines Tages unerwartet einen Schlag gegen sich geführt zu sehen und dann waren alle seine schurkischen Anschläge und sein seit Jahren geübtes gleißnerisches Benehmen nutzlos gewesen und das schöne große Gut, als dessen Erbe er sich bereits betrachtete, wurde ihm schließlich dennoch entrissen. Um einer solchen Gefahr vorzubeugen, mußte das Kind Helenens jedenfalls für immer beseitigt werden und um dessen Spur aufzufinden und es durch List dann in seine Gewalt zu bekommen, beschloß er, sich in der nächsten Zeit selbst nach der Stadt zu begeben, um dort mit Hilfe seiner Vertrauten die nöthigen Nachforschungen anzustellen. Bevor wir jedoch den Erfolg dieses neugeschmiedeten Planes weiter verfolgen, müssen wir zunächst den Leser mit der Lebensweise des Herrn von Bartenstein und mit einigen anderen, mit diesem in Verbindung stehenden Personen näher bekannt machen. Der Stiefsohn der Gräfin hatte unstreitig alle Anlagen eines Bösewichts, und er war als solcher um so gefährlicher, da er in seinen Angriffen gegen die von ihm auserlesenen Opfer nicht offen zu Werke ging, sondern heimlich intriguirte, indem er sich dabei den Schein einer gewissen Ehrlichkeit zu geben bemüht war. Er studirte sehr genau den Charakter der Personen, welche seinen Zwecken dienen sollten, er wußte hierzu mit

besonderer Geschicklichkeit deren eigene böse Leidenschaften auszubeuten, indem er dieselben durch fortwährende Aufstachelungen steigerte und schließlich dazu benutzte, die von ihm auserkorenen Opfer der Rache oder dem Haß Zweiter oder Dritter preiszugeben. Auf diese Weise war die arme Helene untergegangen, indem er den kalten und stolzen Charakter der Gräfin schließlich gegen die Tochter bis zur Grausamkeit steigerte. Aber dieser Schleicher und Heuchler, welchem das Gewissen längst verloren gegangen, zeigte sich auf der anderen Seite als Verschwender, dem es auf die Mittel gar nicht ankam, wenn es galt, seine sinnlichen Leidenschaften zu befriedigen und das Leben in vollen Zügen zu genießen. Den Sommer über brachte er in der Regel auf Reisen und in Bädern zu und dort hatte er eine Dame kennen gelernt, welche unter dem Namen Adolphine Schönemann in einem der besuchtesten Curorte auftrat und sich für die Witwe eines Hamburger Schiffscapitäns ausgab. Obgleich bereits tief in den Zwanzigern, standen die körperlichen Reize der Fremden doch noch in voller Blüthe, ihr üppiger Körper, ihr verlockendes Auge, waren ganz dazu geeignet, Männer, welche nur das Aeußere in Betracht ziehen und denen es um eine fesselnde Unterhaltung zu thun ist, an ihren Siegeswagen zu spannen. Und das mußte man der jungen, stets im Reiz einer neuen geschmackvollen Toilette erscheinenden Witwe lassen: sie verstand es meisterhaft, die Vortheile zu benutzen, welche ihr durch die Natur und vermöge einer sorgfältig einstudirten und mit großer Kunst ausgebildeten Erziehung verliehen worden waren.

Unstreitig war Adolphine eine ebenso kalte und berechnende Natur wie der Freiherr von Bartenstein, aber zu der Rolle, welche sie unter der Maske des Witwenschleiers zu spielen für gut fand, paßten diese Eigenschaften gewiß am Besten und vielleicht fühlte sich der Baron gerade dadurch noch mehr zu ihr hingezogen, weil er entdeckte, daß auch ihrer Natur das Dämonische eigen war und also eine gewisse geistige Verwandtschaft zwischen beiden bestand. Was für einer Persönlichkeit er sich gegenüber befand, hatte er bald weg und kalt lächelnd zuckte er im Stillen die Achseln, wenn er die Taktik beobachtete, mit deren Hilfe Adolphine ihn an sich zu fesseln versuchte, indem sie ihn heute mit einem aufmunternden Lächeln begrüßte und das volle Maß ihrer angelernten Liebenswürdigkeit entfaltete, während sie sich morgen dagegen in eine kalte Zurückhaltung hüllte und den Schein annahm, als fingen seine Bewerbungen mitunter an ihr unbequem zu werden. Der Freiherr kannte, wie gesagt, diese Manöver nur zu gut, um sich durch dieselben irre machen zu lassen. Aber dennoch fühlte er sich zu der jungen verführerischen Witwe nicht blos ihrer Schönheit wegen, sondern hauptsächlich deshalb hingezogen, weil er in ihr eine starke rücksichtslose Natur erkannte, die wohl im Stande war, sich ohne besondere Gewissensscrupel über die Bedenken gewöhnlicher Menschenkinder hinwegzusetzen, wenn es in ihrer Absicht lag, ein im Auge gehaltenes Ziel zu erreichen. Er hatte daher schon seit längerer Zeit an eine engere Verbindung mit ihr gedacht, aber wenn er ihr Anträge stellte — und diese mußten glänzender

Natur sein, das wußte er — wollte er dies nicht als Besiegter, sondern als Sieger thun. In allen Schleichwegen erfahren und mit einem feinen Spürsinn versehen, sammelte er sich hiezu im Stillen Material, und schon nach wenigen Wochen glaubte er im genügenden Besitz desselben zu sein. Eines Tages trat er vor die angebliche Witwe und zog ihr unbarmherzig die Maske vom Gesicht. Er sagte ihr geradezu, daß sie nie verheirathet gewesen sei, und daß sie bisher nur ein abenteuerndes Leben geführt habe. Die Schöne wollte auffahren und die Beleidigte spielen, aber Herr von Bartenstein erklärte ihr mit einem kalten imponirendeu Lächeln, daß ein solches Beuehmen kindisch sei, daß er nur ihr Wohl im Auge halte und daß er auf die Vergangenheit kein Gewicht lege. Er biete ihr hiermit ein Leben voll Behaglichkeit und sie würde wohl daran thun, darauf einzugehen. Die Vorschläge, welche er ihr nun machte, waren so glänzender Natur, daß die Dame keine Veranlassung fand, dieselben abzulehnen; sie verließ bald darauf, zum nicht geringen Erstaunen ihrer zahlreichen Verehrer, den bisherigen Schauplatz ihrer Thaten und schon vierzehn Tage später finden wir sie in einer hübschen kleinen Villa in der unmittelbaren Nähe der großen Stadt, welche nur zwei Stunden von dem Gute des Freiherrn entfernt war, mit allem Comfort versehen, behaglich eingerichtet. Auch hierbei hatte der Vertraute des Herrn von Bartenstein, der Advokat Strubs, die Vermittlung übernommen, und bald waren diese drei, an Gesinnung sich so ähnelnden Personen auf das Engste mit einander verbunden, denn

dem scharfen Blick des Advokaten entging es ebenfalls nicht, daß das weibliche Mitglied dieses Triumvirats Klugheit, Herzlosigkeit und wenn es sein mußte, auch Grausamkeit genug besaß, um als brauchbares Werkzeug für künftige Pläne zu dienen, und mit besonderer Genugthuung hatte er daher auch zu seinem Gönner geäußert, er habe mit dieser Dame einen glücklichen Griff gethan und er hoffe, daß sich das Capital, welches er auf sie verwende, mit der Zeit reichlich verzinsen werde. Der klugen Abenteuerin gelang es übrigens im Laufe der Jahre, eine unbedingte Herrschaft über Herrn von Bartenstein zu erlangen; sie war in seine Geheimnisse vollständig eingeweiht und schon seit langer Zeit unternahm der Stiefsohn der Gräfin von Plankenburg nichts, ohne sich vorher mit seiner Geliebten berathen zu haben.

Sehr mißgestimmt wurde er durch die Weigerung seiner Stiefmutter, ihm ein Capital zur Ordnung seiner zerrütteten Verhältnisse vorzuschießen, und zum ersten Male regte sich bei ihm gegen die stolze Dame ein rachsüchtiger Haß, den er jedoch vorläufig noch sorgfältig verbarg, denn er betrachtete sich noch immer als den künftigen Erben. Helene und deren Gemahl waren beide todt, von ihnen hatte er also nichts mehr zu befürchten; Papiere über die legitime Geburt ihres Sohnes waren bei ersterer nicht vorgefunden worden und von der Gräfin, das wußte er, war es stets mit eigensinniger Herzlosigkeit verweigert worden, einen der zahlreichen, von ihrer Tochter an sie gerichteten Briefe zu erbrechen', so daß also auch sie in dieser Beziehung in

völliger Unkenntniß blieb. Dennoch peinigte ihn der Gedanke fortwährend, daß die legitimen Ansprüche des kleinen Alfred eines Tages von irgend einer Seite geltend gemacht werden könnten, und der Umstand, daß über den Aufenthalt des Kindes, trotz der von Strubs angestellten eifrigen Nachforschungen, bis jetzt noch nicht die entfernteste Spur aufgefunden worden war, machte ihm die Sache noch verdächtiger. Endlich konnte seine Stiefmutter noch lange leben; vor deren Tode, das wußte er, hatte er aber von derselben nichts zu erwarten, und doch forderte seine verwickelte Lage dringend eine möglichst baldige günstige Aenderung. Strubs, dessen Rath und Hilfe er nicht zu entbehren vermochte, schuldete er bereits eine erhebliche Summe und in Folge dessen hatte der Advokat in der letzten Zeit eine Kälte und einen Mangel an Bereitwilligkeit gegen ihn an den Tag gelegt, die beide offenbar ihren Grund darin fanden, weil dessen Habsucht nicht genügend befriedigt wurde. Alle diese Umstände ließen bei dem Baron den Wunsch in den Vordergrund treten, sich durch eine reiche Heirath aus der Verlegenheit zu retten, um für die Zukunft gleichzeitig jeder Sorge überhoben zu sein. Aber wo fand sich eine solche Partie? Sein Ruf, das wußte er, war in der Umgegend nicht der beste, man kannte sein intimes Verhältniß mit der angeblichen Witwe, die draußen vor dem Thore die Villa bewohnte, und die öffentliche Meinung klagte ihn im Stillen als den grausamen Verfolger der armen Helene an und legte seiner Einwirkung das traurige Ende derselben zur Last. Dies alles erwägend, beschloß der Freiherr, Strubs

einen Besuch abzustatten, und mit diesem zu berathen, auf welche Weise seiner bedrängten Lage wohl am schnellsten ein Ende gemacht werden könnte.

Drittes Capitel.

Der Baron hat eine Unterredung mit dem Advokaten.

Herr Strubs hatte sein Bureau und seine Wohnung im Hintergebäude eines alten Hauses aufgeschlagen, welches in einem dunklen Gäßchen lag und das daher nicht so leicht aufzufinden war, wenn man nicht eine genaue Lokalkenntniß besaß. Aber der Advokat liebte es auch durchaus nicht, unnöthiger Weise belästigt zu werden, denn seine Praxis hatte er bereits seit Jahren aufgegeben und nur in einzelnen Fällen, wo es galt, einen Verbrecher oder einen verschmitzten Gauner zu vertheidigen, legte er seine Robe an und erschien vor Gericht, um, wie er sich mit einem cynischen Lächeln ausdrückte, „ein solches Opfer unserer in Fäulniß übergegangenen socialen Zustände" dort zu vertheidigen. Es entsprach dies den Neigungen seiner eigenen verschmitzten ränkevollen Natur, er konnte hier den ganzen Reichthum einer Sophistik entfalten, mittelst welcher er freilich in den meisten Fällen die Moral vollständig auf den Kopf stellte, aber es gewährte ihm doch Genugthuung, wenn es ihm gelang, eines dieser Galgengesichter vom Zuchthause zu befreien, oder den Thatbestand so zu verwirren, daß die Richter, ganz gegen ihren Willen, dem Gesetz Folge leisten und mildernde

Umstände bewilligen mußten. Die Sporteln für seine Bemühungen wußte der Advokat sich schon zu verschaffen, denn entweder nahm er einen solchen Proceß gar nicht an, ohne daß ihm vorher das Honorar für die von ihm zu führende Vertheidigung eingehändigt worden war, oder er verpflichtete sich seinen Clienten sonst in einer Weise, die freilich nur unter vier Augen abgemacht wurde, vermittelst welcher ihm aber zu jeder Zeit ein paar Kerle als dienstbare Geister zur Verfügung standen, denen das Gewissen längst abhanden gekommen war. Die Hauptbeschäftigung des Herrn Strubs war indessen die Betreibung von Geldangelegenheiten. Aber auch hierbei ging es still und geräuschlos zu, die Höhe der Procente, welche bei diesen Vermittlungsgeschäften gegeben und genommen wurden, hüllte sich zum größten Theil in tiefe Dunkelheit, dennoch aber entwickelte sich in der Schreibstube des Advokaten ein lebhafter Verkehr, denn wer nur einigermaßen Sicherheit zu leisten vermochte, konnte darauf rechnen, Geld zu erhalten, da Strubs vermöge seiner Verbindung mit einigen der raffinirtesten Wucherern stets größere oder kleinere Summen zu Gebote standen. Der Einzige, welcher übrigens von seinem Treiben genaue Kenntniß besaß, war sein Schreiber Wabbs, aber auf diesen glaubte sich Strubs auch vollständig verlassen zu können, denn erstens hatte er ihn schon als Knaben zu sich genommen und ihn nach und nach in alle seine Schliche und Ränke eingeweiht, zweitens aber hatte er aber auch nicht unterlassen, ihn in hundertfältiger Weise auf die Probe zu stellen und drittens war er schlau genug gewesen,

seinem Vertrauten mitunter auch einen pekuniären Vortheil, jedoch nur in solchen Fällen, zukommen zu lassen, wo das Geschäft derartig gewesen, daß Strubs seinen Schreiber im Hinblick auf das Strafgesetz stets in der Gewalt behielt, während er sich selbst den Rücken zu decken wußte. Herr Wabbs hatte übrigens zur Zeit, als unsere Erzählung begann, bereits das dreißigste Jahr überschritten und wir können gerade nicht behaupten, daß er von Natur mit einer übermäßigen Fülle von Schönheit ausgestattet worden war. Sein ohnedies hagerer und eckiger Körper wurde noch durch eine erhebliche Krümmung im Rückgrad verunstaltet und wenn man sein langes, mit großen Sommerflecken bedecktes Gesicht und seinen breiten, mit mangelhaften Zähnen versehenen Mund in Betracht zog, so hätte es gewiß Niemand als Verleumdung erklärt, wenn man Herrn Wabbs als ein Muster der Häßlichkeit bezeichnete. In Betreff seines Charakters würde es einer weitreichenden Studie bedurft haben, um zu einiger Gewißheit zu gelangen. Unter einem so erfahrenen Meister, wie Strubs war, hatte der Schreiber gelernt, sein Inneres sorgfältig zu verbergen und sich nie durch Worte zu verrathen. Er antwortete nur, wenn er von seinem Brodherrn gefragt wurde und auch dann blos in sehr kurzer und trockener Weise. Im Uebrigen hatte er, vor dem Pulte stehend, die Augen stets auf das vor ihm liegende Papier geheftet; was sein Principal inzwischen trieb, schien ihm dabei gänzlich verloren zu gehen. Der Advokat gab sich das Ansehen, als wenn ihm das Benehmen seines Schreibers ungemein gefiele und

als wenn er ihm unbedingtes Vertrauen schenkte, aber im Stillen fuhr er fort, ihn von Zeit zu Zeit einer Probe zu unterwerfen und Herr Wabbs that als merke er dies nicht im Entferntesten, obgleich seine grauen lauernden Augen häufig spähend über das Papier hinwegglitten, während er dem Anschein nach eifrig schrieb und ungeachtet er Strubs, wenn dieser das Zimmer verließ, häufig spöttisch nachblickte und sich vergnügt die langen mageren Finger rieb, gleichsam um anzudeuten, daß er ein Brutus in der Schreibstube sei, und daß er ebenfalls keinen Anstand nehmen würde, seinen Brodherrn moralisch zu vernichten und ihm einen tödtlichen Schlag zu versetzen, wenn er einst Veranlassung finden sollte, dies zu seinem eigenen Vortheil und ohne Gefahr für seine Person ausführen zu können.

Wabbs hatte eben wieder einen jener Seitenblicke gethan, während seine Feder scheinbar ruhig über das Papier glitt, als Strubs den Kopf erhob, seine Brille in die Höhe schob und sich zu seinem Schreiber wendete.

„Was hat sich denn eigentlich der Kerl, der rothe Brandel, wieder eingebrockt?" bemerkte er mit einem halb humoristischen, halb wegwerfenden Lächeln.

Wabbs langte nach einem ziemlich umfangreichen Actenstück. „Wiederholter Einbruch," bemerkte er in seiner kurzen trockenen Weise. „Die Sache kommt bei den nächsten Assisen zur Verhandlung."

„Hm, hm," brummte der Advokat, „und wie viel hat denn seine Mutter für seine Vertheidigung deponirt?"

„Zwanzig Thaler."

Strubs nahm eine Prise und schob die Augengläser noch weiter in die Höhe. „Verdammt wenig für einen Kerl, dem wenigstens fünf Jahre Zuchthaus in Aussicht stehen," bemerkte er wegwerfend.

Der Schreiber grinste ebenfalls, er sah sich aber an einer Antwort verhindert, denn draußen am Eingang des stets verschlossenen Corridors wurde in diesem Augenblick heftig an der Glocke gezogen.

„Sehen Sie doch einmal, wer da so lärmt," bemerkte der Advokat ziemlich übellaunig.

Wabbs verließ sein Pult und kehrte einige Minuten darauf mit einem sehr geschäftsmäßigen Gesicht zurück.

„Nun, was giebts?" fragte sein Principal.

„Der Freiherr von Bartenstein wünscht Sie zu sprechen."

Ein Lächeln der Befriedigung glitt über das verschmitzte Gesicht des Advokaten. „Führen Sie den Baron herein," sagte er, und zugleich erhob er sich selbst, um seinen Gast zu empfangen.

Unmittelbar darauf stand der Stiefsohn der Gräfin Plankenburg vor dem Sachwalter.

„Darf ich Ihre Zeit für eine Weile für mich in Anspruch nehmen?" fragte derselbe, indem er seine Hand Strubs entgegenstreckte, deren Druck dieser unter einer höflichen Verbeugung erwiderte.

„Ich stehe ganz zu Ihren Diensten."

„Aber Sie müssen sich auf eine ziemlich lange Unterhaltung gefaßt machen."

Der Advokat öffnete sehr zuvorkommend eine Seitenthüre und bat seinen Besuch voranzugehen. Dann

drehte er den Schlüssel im Schloß und trat mit seinem Besuch in ein zweites Zimmer, schob ein paar weichgepolsterte Sessel an einen runden Tisch und sagte, nachdem er mit dem Baron Platz genommen, mit seinem gewöhnlichen Grinsen:

„Hier sind wir vor jedem Lauscher sicher, darf ich nun bitten mir mitzutheilen, um was es sich handelt?“

„Nun,“ bemerkte der Freiherr, „zwischen uns Beiden bedarf es keiner großen Einleitung, und so kann ich also unmittelbar zur Sache übergehen. Ich habe dieser Tage meine Vermögensverhältnisse einer genauen Untersuchung unterworfen und da bin ich denn zu meiner eben nicht angenehmen Ueberraschung zu dem Resultat gelangt, daß sich bei denselben ein großes Deficit kundgiebt.

Strubs spitzte gewaltig die Ohren; als ein schlauer und erfahrener Geschäftsmann behielt er aber seine vollkommene Ruhe bei und sagte sogar unter einem verbindlichen Lächeln:

„Nun, bei den Aussichten, die Ihnen zur Seite stehen, hat dies wohl nicht viel zu bedeuten. Uebrigens wird wohl auch der Riß nicht so groß sein, um ihn nicht ausfüllen zu können.“

Der Baron schüttelte mit dem Kopf.

„Er ist groß genug, um für mich zum Abgrund zu werden, und was meine angeblichen Aussichten anbelangt, so muß ich Ihnen auch hierbei bemerken, daß meine Stiefmutter in der letzten Zeit ein Benehmen gegen mich angenommen hat, welches mich das Schlimmste

befürchten läßt. Ihre Kälte ist offenbar bereits in Haß gegen mich übergegangen, der Tod ihrer Tochter scheint doch nicht ohne tiefen Eindruck auf sie geblieben zu sein, sie ist nicht mehr zu bewegen das Zimmer zu betreten, wo sie von dem Blute Helenens bespritzt wurde, ja sie hat sogar davon gesprochen, nach dem Kinde derselben Nachforschungen anstellen zu wollen."

„Dummes Zeug," rief der Sachwalter, „wir haben sie in unserer Gewalt!"

„Sie glauben also wirklich, daß der so plötzliche Tod meines Vaters?..."

„Ich glaube mit Bestimmtheit," platzte der Advokat heraus, „daß hierbei ein Verbrechen verübt wurde und daß die Gräfin die Ursache desselben ist."

„Dies wäre also im äußersten Falle zu benutzen?"

„Natürlich. Unter Androhung einer Anklage auf Mord werden wir sie zwingen, ein Testament zu Ihren Gunsten zu machen."

„Aber der Knabe, welchen Helene hinterlassen hat?"

Strubs machte ein bedenkliches Gesicht.

„Der könnte uns allerdings einen Querstrich durch die Rechnung machen Wir müssen daher unsere Wachsamkeit verdoppeln, um hinter seinen Aufenhalt zu kommen; haben wir hierüber erst Gewißheit, so werden wir auch die Mittel und Wege finden, um uns seiner zu bemächtigen. Deutschland ist groß und wir setzen ihn dann hundert Meilen von hier in der Hütte irgend eines armen Mannes ab, der gegen ein Handgeld von einigen hundert Thalern für sein weiteres Fort-

kommen Sorge tragen mag. Erinnern Sie sich nur an die Geschichte von Caspar Hauser, derselbe wurde später, wie Sie sich erinnern werden, von unbekannter Hand getödtet."

Strubs warf dem Freiherrn, bei der Hindeutung auf diese Thatsache, einen Blick zu, welcher ganz unzweideutig die Frage enthielt: „Weßhalb sollten wir es nicht ebenso machen?"

Herr von Bartenstein erwiderte diesen Blick durch ein kaltes Grinsen und die beiden Ehrenmänner nickten sich, zum Zeichen des Verständnisses, gegenseitig zu.

„Natürlich," fuhr der Sachwalter fort, und zog dabei bezeichnend die Augenbraunen in die Höhe, „natürlich geschieht auf dieser Welt nichts umsonst, und wenn ich Ihnen zu dem großen schönen Gut Ihrer Stiefmutter verhelfe und Sie dabei auch von dem Knaben befreie, so bedarf es hierbei eines schriftlichen Abkommens zwischen uns.

„Das versteht sich von selbst," bemerkte der Baron, „wir werden uns über eine Summe einigen, die ich Ihnen auszahle, sobald unsere Pläne gelungen sind, Inzwischen kann die Gräfin noch lange leben und unterdessen bin ich vielleicht untergegangen. Adolphine kostet mir viel, sie ist gewohnt sich mit einem gewissen Luxus umgeben zu sehen und dieses Weib besitzt in so hohem Grade die Kunst mich zu fesseln, daß ich sie nicht aufzugeben vermag. Es handelt sich also um eine augenblickliche Verbesserung meiner Lage und deßhalb bin ich hauptsächlich hier, um dieses Problem durch Ihren Scharfsinn und Ihren Verstand lösen zu lassen."

Strubs lehnte sich in seinen Sessel zurück und schien nachzudenken.

„Das ist allerdings nicht so leicht," bemerkte er, „und doch, ich wüßte ein Mittel, wodurch Sie auf einmal nicht allein aller Sorge enthoben, sondern auch plötzlich zu einem steinreichen Mann gemacht würden."

Die Augen des Freiherrn leuchteten auf. „Sprechen Sie die Wahrheit?" fragte er überrascht.

„Die volle Wahrheit."

„So stimme ich schon im Voraus bei. Was meinen Sie nun?"

„Nun, Sie müssen heirathen."

Herr von Bartenstein senkte den Kopf. „Ich wußte ja, daß Sie scherzten."

„Keineswegs."

„Nun, vermögen Sie mir eine solche Partie, wie Sie eben andeuteten, nachzuweisen?"

„Allerdings."

Der Baron sah ihn groß an. „Sie sprechen für mich in Räthseln."

„Das glaube ich gern, aber ich werde Ihnen dieselben lösen. Kennen Sie den alten Josua Jensen?"

„Den Geizhals in der Vorstadt? — Er soll unermeßlich reichlich sein."

„Darauf können Sie sich verlassen. Und er besitzt eine erwachsene Tochter, welche er peinigt und quält und die er aus Geldgier im wahren Sinne des Wortes fast verhungern läßt."

„Also?"

„Dem Mädchen ist das Haus des Vaters ein Ort der Pein, das weiß ich ganz bestimmt. Von einer Liebe zu diesem kann bei dessen Unnatur bei ihr keine Rede sein. Außerdem kennt sie den Werth des Geldes und ihr Herz ist nicht ohne Ehrgeiz. Fände sich nun ein Mann von Stand, welcher den Willen zeigte, sie aus der Hölle, in der sie jetzt lebt, zu befreien, so bin ich überzeugt, daß sie ihm ohne Widerrede folgen würde."

„Natürlich als Frau?" bemerkte der Freiherr.

„Das ist selbstredend."

„Aber der alte Josua wird zu einer Heirath nie seine Einwilligung geben."

„Gewiß nicht, weil sein Herz so an seinen Schätzen hängt, daß ihm sogar der Gedanke unerträglich ist, dieselben selbst nach seinem Tode jemand Anders überlassen zu müssen."

„Nun, dann sehe ich aber nicht ein, wie wir zum Ziele gelangen sollen."

Strubs lachte hell auf. „Der alte Jensen ist in Geldsachen so schlau wie ein Fuchs, sonst aber ein verkindschter halber Narr. Ließe sich nun die Sache nicht machen, wenn man es verstände, denselben zur passenden Zeit aus dem Hause zu locken?"

„Und inzwischen entführte man die Tochter," rief der Freiherr.

„Selbstverständlich. Wozu sind Sie denn Gerichtsherr? Der Geistliche ist von Ihnen abhängig; er wird sich nicht weigern, die Trauung, die sie verlangen, zu vollziehen."

„Und wenn der alte Josua wegen Entführung klagt?“

„Seine Tochter ist großjährig; vor keinem Gerichtshofe würde er seine Klage durchführen können.“

„Was mache ich aber mit diesem Mädchen, wenn ich ihr meinen Namen gebe? Sie wird mir eine große Last sein.“

„Ei,“ lachte Strubs, „giebt es denn nicht Mittel, sich einer solchen Last zu entledigen? In einer Ehe fällt Manches vor und einem Manne ist, seiner Frau gegenüber, eine große Gewalt eingeräumt. Die Hauptsache bleibt doch immer, daß Sie in den Besitz eines Vermögens gelangen, welches sich vorläufig noch gar nicht übersehen läßt, das aber jedenfalls bedeutender ist, als irgend Jemand vermuthet, denn Sie müssen wissen, daß Sabine außer ihrem väterlichen Erbtheil auch noch auf eine große Summe Anspruch zu machen hat, die von ihrer verstorbenen Mutter herstammt.“

„Und dieser Theil des Vermögens ist jedenfalls schon jetzt disponibel?“ fragte der Freiherr mit einem geldgierigen Blick.

„Ich weiß es nicht ganz bestimmt,“ antwortete ausweichend der Advokat, „ihr Oheim, der Fabrikant Hayder, ist nach dem Willen der Dahingeschiedenen der Verwalter desselben. Jedenfalls hat Frau Jensen diese Bestimmung deßhalb getroffen, um ihre Tochter für alle Fälle von dem Vater unabhängig zu machen, weil sie den schmutzigen Charakter des alten Josua kannte, bei dem das Laster des Geizes längst jedes bessere Gefühl erstickt hat.“

„Heraus muß ich aus meiner jetzigen drückenden Lage," bemerkte der Baron, „und Adolphine ist zu verständig, um nicht auf einen Plan einzugehen, aus dem sie ja nur die größten Vortheile ziehen kann. Was Sie erhalten, wenn die Heirath zu Stande kommt, dies bleibt einem besonderen schriftlichen Abkommen 'zwischen uns vorbehalten. Für jetzt entsteht nur die Frage, wie lerne ich die Tochter unseres Freundes Josua näher kennen, denn bisher habe ich dieselbe nur einige Mal flüchtig gesehen und die Einleitung zu einer engeren Bekanntschaft muß doch wenigstens dem Scheine nach getroffen werden."

„Auch hierbei wird Niemand im Stande sein, Ihnen besser zu dienen, als ich. Mein Verkehr — und Strubs schnitt hierbei eine Grimasse, welche halb Hohn, halb Unverschämtheit ausdrückte — mein Geschäftsverkehr ist ein solcher, daß ich mich in manchen dunklen Winkeln zurechtfinde und Manches anfasse, von dem sich Andere mit Ekel abwenden. Dazu gehört nun allerdings eine gewisse Lebensphilosophie und über die Lehre vom Gewissen muß man hinweg sein. Kurz und gut, der alte Josua, welcher doch sonst keinem Menschen traut, hat ausnahmsweise eine besondere Zuneigung zu mir gefaßt, soweit dies sein vertrocknetes und verschrumpftes Herz zuläßt. Obgleich er sonst seine Geschäfte, aus Furcht bestohlen und überfallen zu werden, meist außerhalb des Hauses abmacht, hat er mir ausnahmsweise ein für allemal den Zutritt zu sich gestattet. Nun, unter dem Vorwand, daß Sie Geldgeschäfte zu machen wünschen, werde ich Sie in das Rattennest, welches er bewohnt,

einschmuggeln. Während ich dann oben in seinem Bureau mit ihm verkehre, benutzen Sie unten die Zeit, um seiner Tochter Sabine die Vortheile einer Verbindung mit Ihnen auseinander zu setzen. Sollte dann das Mißtrauen des überall Verrath witternden Geizhalses erwachen, so wird es hoffentlich zu spät sein, um die ihm drohende Gefahr von sich abzuwenden. Ich habe mir einen Plan zurechtgelegt, um Freund Josua zur passenden Zeit aus dem Hause zu entfernen und ich denke, wir werden die Entführung seines Kindes mit aller Ruhe vollziehen können, während die alte Kreuzspinne draußen an einem entfernten Orte festsitzt und voll Gier darauf lauert, ein vortheilhaftes Geschäft zu machen."

Strubs brach bei diesen Worten in ein schadenfrohes Gelächter aus, in welches Herr von Bartenstein einstimmte. Dann erhoben sich beide Herren und kehrten wieder in das Geschäftszimmer zurück, in welchem Wabbs, der Schreiber, ohne eine Miene zu verziehen und ohne, dem Anscheine nach, selbst den Eintritt seines Principals mit dessen Gast zu bemerken, fortfuhr, Auszüge aus einem dicken Actenheft zu machen, obgleich er recht gut wußte, daß, wenn sich der Advokat mit einem seiner Clienten in das vorerwähnte Hinterzimmer zurückzog, es sich dabei um Sachen handelte, welche nur in tiefster Stille und unter Anwendung ganz besonderer Vorsichtsmaßregeln verhandelt wurden.

Viertes Capitel.

Susanne erfüllt das an Helene gegebene Versprechen.

Wir kehren nun wieder zu Susanne, der Frau des Waldhüters, zurück, die sich darauf vorbereitete, das Versprechen zu erfüllen, welches sie Helene gegeben hatte.

„Halte Dein Weib iu Ordnung und sieh ihr scharf auf die Finger, denn ich hege gegen sie Verdacht," hatte der Freiherr von Bartenstein zu seinem Vertrauten gesagt, und bei diesem waren solche Worte nicht verloren gegangen. Der rohe Mensch haßte die arme Frau, deren Rosen auf den Wangen unter seinen Quälereien nnd Mißhandlungen längst verblüht waren, und seitdem sie die unglückliche Helene in jener stürmischen Nacht, die wir dem Leser eingehend geschildert, in ihrem Hause aufgenommen, haßte er sie noch mehr, denn in Folge dessen hatte ihn der Baron an das gewaltsame Ende des Försters gemahnt und Watts böses Blut regte sich bei solchen Erinnerungen jedesmal gewaltig, nicht etwa, weil er erneuerte Gewissensbisse empfand, sondern weil sich bei ihm dadurch stets wieder die Ueberzeugung auffrischte, daß er eigentlich doch nichts weiter als eine Bulldogge sei, welche sein Herr an der Leine hielt und die dieser gelegentlich, um sein Gedächtniß aufzufrischen, mit einem derben Fußtritt regalirte. Leider mußte die arme Susanne dann der Wuth der Trunkenbolds als Ableiter dienen und mehr als einmal war bereits seine Faust schwer auf sie niedergefallen. Unheimliche Gerüchte

hatten sich überdem in Betreff der Vergangenheit ihres Mannes in der Umgegend geltend gemacht, und zwar so schwere, daß sie tief aufseufzte und erzitterte, wenn sie bedachte, daß sie, deren Ruf ein fleckenloser war, sich nunmehr vielleicht unbewußt gezwungen sah, an der Seite eines ehemaligen Verbrechers durch's Leben zu gehen. Dieser Gedanke erregte bei ihr jedesmal ein tiefes Grausen, aber muthig suchte sie denselben schließlich zu bekämpfen, obgleich dies natürlich nicht verhinderte, daß sie nur mit innerem Abscheu zu dem wüsten Gesellen emporblickte. Seit jenem Tage aber, wo sie Zeugin des so plötzlichen und schrecklichen Todes ihrer ehemaligen jungen Gebieterin im Schlosse gewesen war, hatte sich immer mehr und mehr ein stiller Cultus bei ihr ausgebildet, dem sie Tag und Nacht in ihren einsamen Stunden nachhing. Sie erachtete es als eine heilige Pflicht, das Versprechen, welches sie Helene gegeben, zu erfüllen und dem Hauptmann die ihr von dieser eingehändigten Papiere zu überbringen. Sie kannte die Folgen recht gut, welche ihrer warteten, wenn sie dabei ertappt wurde und wußte, welche grausame Behandlung ihr dann von Seite ihres Mannes bevorstand, aber muthig schüttelte sie schließlich ihre Furcht ab und so edel und fromm war ihre Seele, daß sie meinte, durch Ausübung eines so guten Werkes werde es ihrem Gebet dann um so eher gelingen, von Gott eine Verzeihung nicht für sich, — denn sie hatte nichts verbrochen — sondern für die vielleicht von ihrem Gatten verübten Unthaten zu erflehen. Muthiger Widerstand war von ihr auch geleistet worden, als ihr Watt zu verschiedenen

Malen auf den Kopf zusagte, sie habe von Helene Documente empfangen, welche über deren Trauung und über die legale Geburt ihres Kindes Zeugniß ablegten und sie unter den rohesten Drohungen zur Herausgabe derselben aufforderte. Das arme Weib beging zwar eine Unwahrheit, als sie beharrlich leugnete, aber sie kannte die Bosheit der Menschen, mit denen sie zu thun hatte, und diesen gegenüber erachtete sie es als eine Pflicht, das ihr anvertraute Geheimniß unter allen Umständen zu bewahren.

Der Waldhüter war indessen nicht der Mann, sich durch dieses beharrliche Ableugnen in Sicherheit wiegen zu lassen. Mehr als zehn Mal hatte er die Sachen Susannens durchwühlt, um nach den Papieren zu forschen, und obgleich sein Suchen ein vergebliches gewesen, so wurde sein Mißtrauen dadurch noch nicht beseitigt. Er hatte es sich einmal in den Kopf gesetzt, daß seine Gattin ihn hintergehe und dies steigerte seine Rohheit und Bosheit gegen dieselbe nur noch mehr. Er behandelte sie jetzt wie eine Gefangene, und da er wußte, daß er an dem Baron eine Stütze fand, so setzte er schließlich gegen die arme Frau alle Rücksichten bei Seite und spielte die Rolle eines rohen, verwilderten Kerkermeisters.

Eines Morgens trat er, vollständig zu einer Reise gerüstet, vor Susanne. Mit finsteren stechenden Blicken betrachtete er sie, während er in der einen Hand einen dicken Strick hielt.

„Um Gotteswillen, was willst Du thun?“ rief die Unglückliche und blickte angsterfüllt in das Antlitz ihres Mannes.

Dieser antwortete durch ein boshaftes Grinsen. — „Du sollst mir hinter meinem Rücken keine Streiche spielen," bemerkte er höhnisch, „denn so oft Du auch gegen mich geleugnet hast, so bin ich doch überzeugt, daß Dein falsches Herz darauf sinnt, mich bei der ersten günstigen Gelegenheit zu hintergehen."

Susanne erbleichte. Sie nahm alle ihre Kraft zusammen und sagte so ruhig wie möglich: „Caspar, laß ab von mir. Du hast mich genug gemartert und gequält, treibe Deine Grausamkeit nicht noch weiter, bedenke, daß ich nur ein schwaches hilfloses Weib bin, welches Gott in einer unglücklichen Stunde in Deine Hand gegeben hat."

Diese in einem Augenblick der Verzweiflung ausgestoßenen Worte reizten den Unhold nur noch mehr.

„Eine Schlange bist Du, der man eigentlich den Kopf zertreten müßte, und um mich vor Deiner Hinterlist und Falschheit zu schützen, finde ich es für angemessen, Vorsicht zu gebrauchen. Folge mir!"

„Wohin soll ich Dir folgen?" fragte zitternd Susanne, wobei sie nicht ohne Angst auf den Strick blickte, welchen der Waldhüter in der Hand hielt.

„Nun, auf Dein Leben ist es nicht abgesehen," bemerkte dieser, „sondern ich will Dich nur während meiner Abwesenheit unschädlich machen. Es ist möglich, daß ich erst morgen von einer Reise zurückkehre, welche ich antreten muß. Damit Du nun nicht während dieser Zeit Gelegenheit hast, das Haus zu verlassen und Unheil zu stiften, habe ich mir ein wirksames Mittel ausgedacht, dies zu verhindern."

„Und dazu brauchst Du einen Strick?" stieß Susanne heraus.

„Ja, mein Schatz," grinste Watt, und blickte seine Frau hohnlachend an. „Mit dieser Leine werde ich Dich im Keller festbinden und den Schlüssel zum Hause inzwischen zu mir stecken. Es wird Dir übrigens nichts abgehen; ich habe für eine weiche Matratze gesorgt und auch an Nahrung soll es Dir nicht fehlen."

„Um Gotteswillen, Caspar," rief die Arme, indem sie flehend ihre Hände emporhob, wobei zwei dicke Thränen auf ihre Wangen herabrollten, „bei Allem, was Dir heilig ist, bitte ich Dich, thue mir diese Schmach nicht an."

„Folge mir!" knurrte der Waldhüter ungeduldig, indem er einen drohenden Blick auf sein Opfer warf.

„Nein, ich lasse mir eine so unwürdige Behandlung nicht gefallen," rief Susanne, ihre ganze Willenskraft zusammennehmend, „Du hast mich in aller möglichen Weise gequält, Du hast mich geschlagen, tödte mich nun vollends, aber diese neue Schmach nehme ich nicht ruhig hin, so lange ich noch die Kraft besitze, Widerstand zu leisten."

Die letzten Worte kamen nur noch halb verständlich über die Lippen Susannens. Wie ein wildes Raubthier hatte sich der Waldhüter auf sie gestürzt, und indem seine rohe Faust die Beklagenswerthe mit eisernem Griff umklammerte, schleppte er dieselbe unter einem Hohngelächter mit sich fort.

„So!" rief er, „ich werde Dir zeigen, wie man eine unfolgsame Frau zum Gehorsam zwingt! Und

nun halte Dich ruhig bis zu meiner Rückkehr, den guten Rath gebe ich Dir! Lebe wohl, Schätzchen, und laß Dir die Zeit nicht lang werden. Deine Lage ist wirklich nicht so unbequem, wie Du Dir einbildest, und ich kenne Leute, die es schon viel schlimmer gehabt haben!“

Während Watt diese Worte voll Hohn und mit der Kaltblütigkeit eines vollendeten Schurken sprach, hatte er seine Frau an einen Pfosten festgebunden, und verließ jetzt, ohne auch nur einen weiteren Blick auf dieselbe zu werfen, so ruhig, als sei nicht das mindeste vorgefallen, den unterirdischen Raum, in welchem sie von ihm eingesperrt worden war. Bald darauf wurde die Hausthüre heftig zugeschlagen und die Gefangene hörte, wie sich der Schlüssel im Schloß drehte. In der ersten Zeit bemächtigte sich ihrer ein Zustand der Betäubung, und so schwer ihr das Herz auch war, so vermochte sie doch keine Thräne hervorzubringen. Dann aber ging plötzlich eine Veränderung bei ihr vor. Der ganze Grimm, welcher sich bei ihr seit Jahren gegen ihren Tyrannen angesammelt, den sie aber bisher mit engelgleicher Geduld stets zurückgedrängt hatte, kam jetzt auf einmal in seiner ganzen Stärke zum Ausbruch. Der Waldhüter erschien ihr nunmehr als das, was er wirklich war: als ein rohes, gefühlloses Ungeheuer, der nur seine Lust daran fand, ihr das Leben zu einer Hölle zu machen. Bisher hatte sie unter den Einflüssen der Furcht seine rohen Mißhandlungen ertragen, jetzt brach ihr Haß gegen ihn mächtig hervor, sie fing an ihn zu verabscheuen und beschloß, die erste Gelegenheit zu

benutzen, um ihm zu entfliehen und ihr Brod in der Ferne unter fremden Leuten zu suchen. Zuerst wollte sie aber das ihrer ehemaligen Herrin gegebene Versprechen erfüllen — ein Strahl der Hoffnung dämmerte hier bei ihr auf — vielleicht fand sich der Hauptmann von Wenkstern, wenn sie diesem ihre Leiden schilderte, bewogen, sie in seinen Schutz zu nehmen und ihr auf der einen oder der anderen Weise zu helfen. War sie erst wieder frei, dann wollte sie ihr Vorhaben ausführen, selbst auf die Gefahr hin, von neuem in die rohen Hände ihres Mannes zu fallen.

Susanne versuchte jetzt, sich zunächst von dem Strick zu befreien, der ihr jede größere Bewegung unmöglich machte, aber ihre Kräfte waren hierzu zu schwach, und wenn ihr dies auch gelungen wäre, so würde sie doch ihrem Kerker nicht haben entrinnen können, denn Watt, das wußte sie, hatte mit einer schweren eisernen Stange die Kellerthüre von Außen verriegelt. Seufzend stellte sie daher ihre Anstrengungen ein und ließ ergebungsvoll den Kopf auf die Brust sinken. Eine Zeitlang verharrte sie in dieser Stellung, als sie plötzlich emporfuhr und horchte. Eine Hand hatte heftig an der verschlossenen Hausthüre gerüttelt, das war von ihr ganz deutlich vernommen worden, und jetzt hörte sie sogar, wie Jemand lebhaft an's Fenster klopfte. Sollte ihr Mann aus irgend einer Ursache wieder zurückgekehrt sein? Aber dann hätte er ja nur ganz einfach den Eingang der Wohnung zu öffnen brauchen, denn er befand sich ja im Besitz des Schlüssels. Der Wunsch, aus der schmählichen Lage, in der sie sich befand, befreit zu werden,

verschärfte das Gehör der Gefangenen. In diesem Augenblick glitt von Außen ein Schatten an ihr vorüber und sie konnte sogar deutlich den Schritt eines Entfernenden hören. Es war also Beistand in der Nähe. Mit einer Stimme, deren Ton sie nach Kräften steigerte, rief sie um Hilfe. Daß sie gehört worden war, erkannte sie schon in der nächsten Minute, denn die sich entfernenden Schritte kamen wieder näher und eine Stimme, welche sie zu kennen glaubte, fragte in einem halb verwunderten, halb theilnehmenden Tone:

„Wer ruft hier?"

„Ich bin es — Susanne Watt ist es," lautete die Antwort.

„Wie, Ihr seid es, und in Eurem eigenen Hause eingesperrt?"

„Ja, Derichsen, der Schändliche hat mich sogar festgebunden."

Jetzt flog ein derber Fluch über die Lippen des Draußenstehenden.

„Die Pest über den Kerl, welcher nicht werth ist, daß ein ehrlicher Mann mit ihm spricht! Ein Stück Vieh bindet man an, aber nicht einen Menschen, und am allerwenigsten eine Frau!"

Derichsen war ein junger Pachter, der sich einst selbst um Susanne beworben hatte und dessen Neigung für die ehemalige Zofe wohl auch im Laufe der Zeit noch nicht ganz erloschen war, obgleich er ihr seit ihrer Verheirathung rücksichtsvoll fern blieb.

„Steht mir bei, befreit mich aus dieser schmählichen Lage," bat die Frau des Waldhüters.

„Natürlich! Geduldet Euch nur einige Augenblicke.“

„Aber das Haus ist verschlossen,“ rief die Eingesperrte.

Derichsen lachte. „Als wenn man auf einen solchen Hallunken noch viel Rücksicht nehmen würde! .. O Susanne, o Susanne, hättet Ihr vor Jahren, als es noch Zeit war, auf mich gehört!“

„Schweigt, ich bitte Euch, es läßt sich ja doch nichts mehr ändern! Doch wie wollt Ihr zu mir gelangen? Der Weg ist Euch versperrt.“

Zwei Schläge mit meiner Axt würden genügen, um das Schloß von der Hausthüre zu trennen,“ bemerkte der Pachter, „doch das ist nicht nothwendig und klirr! flog eine der Fensterscheiben zertrümmert zu Boden, während Derichsen zugleich die Hand durch die Oeffnung steckte und den Fensterriegel zurückschob. Im nächsten Augenblick verschwand er selbst im Innern des Hauses und kurz darauf hörte unsere Bekannte, wie er die Eisenstange, welche vor die Kellerthüre gelegt worden war, beseitigte.

„Jetzt seid Ihr frei,“ sagte der junge Mann mit einer von Mitleid bewegten Stimme, während er gleichzeitig mit dem Ausdruck des tiefsten Unwillens unsere Bekannte von dem Strick befreite, mit dem sie festgebunden worden war; „Schande, Schande über einen Mann, welcher sich nicht scheut, eine brave Frau, wie Ihr seid, in solcher Weise zu behandeln!“

„Laßt es gut sein, Derichsen,“ erwiderte Susanne in ihrer sanften Weise, „ich bin seit Jahren an Leiden

aller Art gewöhnt und Gott hat mir seither die Kraft gegeben, dieselben zu tragen. Doch nun ist es am Ende! Welches Schicksal mir bevorstände, wenn ich dem Unhold wieder in die Hände fiele, das weiß ich; Schläge und rohe Mißhandlungen aller Art würden mein Loos sein, zudem habe ich einen Auftrag zu erfüllen, dessen Ausführung ich einer Sterbenden zugeschworen, und so mag Gott meine Schritte leiten und die Welt wird es mir verzeihen, wenn ich einen Mann verlasse, welcher stets nur eine Befriedigung darin fand, mich auf das Schimpflichste zu behandeln."

„Arme Susanne," wiederholte der Pachter, und ergriff dabei theilnehmend die Hand der jungen Frau, „arme Susanne, wie ganz anders wäre alles gekommen, wenn Ihr vor Jahren meinen Anträgen Gehör geschenkt hättet! . . . Aber wo wollt Ihr hin? — seid Ihr auch sicher, nicht von neuem in die Gewalt dieses Menschen zu gerathen?"

„Ich denke es nicht. Ich kenne einen Herrn, welcher die Macht, und wie ich hoffe auch den Willen besitzt, mich zu schützen."

„Nennt mir denselben, denn Ihr wißt, welche Theilnahme ich für Euch hege."

„Nun, ich habe Euch ja schon bemerkt, daß mir von einer Sterbenden ein Auftrag ertheilt wurde. Ihr wißt so gut wie ich, was drüben im Schlosse vorgefallen ist, als die unglückliche Tochter der Gräfin die Füße der Mutter umklammerte, um deren Verzeihung zu erflehen."

„Man trug sie als Leiche aus dem Zimmer," bemerkte Derichsen.

„Die ganze Umgegend war damals über diesen Vorfall auf's Tiefste empört. In der letzten Zeit soll aber die alte Gräfin von Gewissensbissen gequält werden, man erzählt sich wenigstens, daß sie oft stundenlang dumpfbrütend vor sich hin blicke und sich von ihrem Stiefsohn fast gänzlich zurückgezogen habe. Doch wie verhält es sich mit dem Euch ertheilten Auftrag."

„Euch, Derichsen, darf ich trauen, das weiß ich. Nun, so hört. Bevor meine ehemalige Gebieterin das Schloß betrat, händigte sie mir gewisse Papiere ein, welche in Betreff ihrer mit Georg von Lockstädt geschlossenen rechtmäßigen Ehe Zeugniß ablegen und zugleich über den gegenwärtigen Aufenthalt ihres Sohnes Aufschluß geben. Sie beschwor mich, dieselben mit einem Briefe dem Hauptmann von Wenkstern zu überbringen, wenn ihr ein Unglück zustoßen sollte, und dieses von mir geleistete Versprechen bin ich jetzt bereit zu erfüllen."

„Wo habt Ihr die Schriftstücke?" fragte der junge Mann.

„Ich vergrub sie in einem Kästchen im Garten unter einem Stachelbeerstrauch."

„So holt sie, ich werde Euch eine Strecke Weges begleiten, wenn Ihr es erlaubt."

„Ich nehme dies mit Dank an und Ihr betheiligt Euch dadurch auch bei einem guten Werke."

„So beeilt Euch, denn je früher wir aufbrechen, desto besser ist es."

Unsere Bekannte entfernte sich und nach Verlauf von etwa zehn Minuten kehrte sie mit einem kleinen viereckigen Kasten zurück.

„Hier sind die Papiere," sagte sie, und stellte den Kasten auf den Tisch.

„Wollt Ihr Euch nicht noch einmal überzeugen, daß auch Nichts fehlt?"

Susanne ergriff das mit einer Schnur zusammengebundene Packet und riß dabei auch den Zettel heraus, auf welchem die Wohnung der Dame verzeichnet war, bei welcher sich augenblicklich der kleine Alfred befand. Ohne daß sie in ihrer Hast darauf achtete, fiel derselbe zur Erde.

„Es befindet sich Alles in Ordnung," rief sie, die einzelnen Blätter untersuchend, „hier ist der Trauschein, hier der Taufschein und hier der Brief an den Hauptmann."

Susanne warf rasch ein Tuch über den Kopf, zog ein paar derbe Reiseschuhe an und öffnete dann mit einem zweiten Schlüssel von Innen das Haus.

„Er soll nicht sagen, daß ich Etwas mitgenommen habe," bemerkte sie, „er mag Alles behalten, Gott wird mir weiter helfen!" Dann rollte eine Thräne über ihre eingefallene Wange und auf das kleine Häuschen zurückblickend, sagte sie:

„Es ist traurig, wenn eine Frau auf diese Weise von ihrem Manne scheiden muß, aber ich habe getragen, was ich zu tragen vermochte, und ich sehne mich nach jahrelangen Mißhandlungen endlich nach Ruhe."

„Und wenn der Unhold," bemerkte Derichsen, „Euch bei seiner Rückkehr hier nicht mehr antrifft, so wird er

darüber nur deßhalb Schmerz empfinden, weil er den alten Mißhandlungen nicht neue hinzufügen kann, darauf dürft Ihr Euch verlassen. Was Caspar Watt früher getrieben, davon hat Niemand Kenntniß, daß aber Blut an seinen Händen klebt, davon ist Jedermann überzeugt und die Geschichte mit dem Förster, welcher im Walde erschossen wurde — —"

„Still, um Gotteswillen still!" rief Susanne, „vergeßt nicht, daß ich noch immer seine Frau bin und daß ich als solche weder seine Anklägerin, noch Richterin sein will."

Der junge Pachter besaß Zartgefühl genug, um auf diese Bitte zu achten. „Ich ehre Euer Gefühl," bemerkte er, „und ich begreife, daß es für Euch peinlich sein muß, über diese Dinge zu sprechen. Laßt uns daher rüstig zuschreiten und gebe der Himmel, daß wir uns einst in besseren Zeiten wiedersehen."

Eine Stunde mochten sie neben einander fortgeschritten sein, als der Begleiter unserer Bekannten stehen blieb und sagte:

„Jetzt seid Ihr in Sicherheit, denn dort unter den Bäumen blickt schon das Herrenhaus hervor. Lebt wohl, Susanne, und möge Gott Euern Gang segnen! Fasset Muth und blickt getrost in die Zukunft und gefällt es Euch, mir in einer einsamen Stunde mitunter eine Erinnerung zu schenken, so sollt Ihr dafür gesegnet sein."

Es war klar, daß das Herz des braven Mannes wieder von der alten Liebe überwältigt wurde. Aber er war edel genug, sich gerade jetzt, wo die arme Frau

schutzloser als je war, eine strenge Zurückhaltung aufzuerlegen.

Auch unsere Bekannte erbebte leise, als sie nunmehr Derichsen ihre Hand zum Abschied reichte.

„Lebt wohl," sagte sie mit unsicherer Stimme, „und habt Dank für den Beistand, welchen Ihr mir geleistet. Lasset die Zukunft walten, vielleicht führt sie uns später wieder zusammen, für jetzt wollen wir als treue Freunde scheiden, denn ein treuer und theilnehmender Freund seid Ihr mir ja stets gewesen."

Schnell machte die junge Frau ihre Hand von der ihres Begleiters los und eilte, um diesem nicht ihre Erregtheit blicken zu lassen, von dannen. Derichsen aber sah ihr noch lange nach und als er sich endlich mit einem tiefen Seufzer zur Rückkehr umwendete, murmelte er:

„Sie war ein unwissendes, unerfahrenes Ding, als sie sich zu der Heirath mit diesem Menschen überreden ließ und auch sie hat der Freiherr auf seinem Gewissen, denn um den wüsten Kerl bei guter Laune zu erhalten, überlieferte er ihm Susanne, auf die er seine begehrlichen Augen geworfen hatte."

Inzwischen war die ehemalige Zofe rüstig fortgeschritten, und befand sich nun vor der Wohnung des Hauptmann von Wenkstern, welcher eben am Fenster stand. Sie war sowohl diesem, wie seinen Leuten keine Unbekannte, er hatte sie ja oft genug im Hause der Gräfin gesehen, als er dort noch verkehrte, er kannte ihre ganze Leidensgeschichte und mehr als einmal war von ihm offen seine Theilnahme für die arme Frau ausgesprochen worden.

Als Susanne jetzt vor ihm stand und sich bescheiden verneigte, lächelte er ihr freundlich zu. „Tretet ein und lasset hören, was Ihr bringt,“ sagte er, „denn daß Ihr mit einer Botschaft für mich betraut seid, darf ich wohl annehmen?“

„Es sind die letzten Aufträge einer Sterbenden,“ lautete die Antwort.

Herr von Wenkstern horchte hoch auf und machte plötzlich ein sehr ernstes Gesicht. Er ahnte den Zusammenhang und beeilte sich jetzt, unsere Bekannte persönlich in sein Arbeitszimmer zu führen.

„Setzt Euch,“ sagte er freundlich, „und nun entledigt Euch Eurer Sendung.“

Susanne erzählte kurz das, was die Leser schon wissen, dann holte sie die Papiere hervor und überreichte dieselben dem Hauptmann.

„Und besitzt Euer Mann Kenntniß von Eurer Reise?“ fragte er im wohlwollenden Tone.

„Nein,“ antwortete die junge Frau, „und wenn er eine Ahnung davon gehabt hätte, so würde er dieselbe gewiß um jeden Preis verhindert haben. Sein einziges Dichten und Trachten war ja, diese Schriftstücke in die Hände zu bekommen, um sie dem Freiherrn zu überliefern.“

„Das glaube ich,“ bemerkte Herr von Wenkstern mit finster zusammengezogener Stirn, „ich kenne die Pläne dieses heimtückischen Schleichers und ich weiß, daß es auf die Beraubung der armen Helene und ihres Knaben abgesehen ist. Doch wie stelltet Ihr es an,

um die Papiere vor den Augen Eures Mannes zu verbergen."

„Ich vergrub sie in einem abgelegenen Winkel des Gartens."

„Und wenn Ihr nun wieder zurückkehrt, welches Schicksal wartet Euer? —" fragte der Hauptmann, und sein Auge ruhte mit tiefer Theilnahme auf der jungen Frau.

„Das mag Gott wissen," erwiderte diese mit einem schweren Seufzer, „aber die letzte Bitte meiner ehemaligen unglücklichen Herrin war mir ein heiliges Gebot, und so will ich auch ferner dulden und leiden, wenn sich nicht Jemand findet, der mich in Schutz nimmt."

„Nun, diesen Schutz werdet Ihr bei mir finden," rief Herr von Wenkstern, und reichte Susanne gerührt die Hand.

„Es sind Gründe genug vorhanden, um Eure Rückkehr zu Eurem Manne zu verhindern und dies auch durch das Gesetz zu rechtfertigen. Aber Ihr dürft unbesorgt sein, weder Caspar Watt, noch Herr von Bartenstein werden es wagen, Euch hier zu belästigen. Ihr schlechtes Gewissen wird sie davon abhalten und ich darf wohl behaupten, daß beide einige Furcht vor mir hegen."

Unsere Bekannte wollte sich in Danksagungen ergehen, aber der Hauptmann lehnte dies mit einem freundlichen Lächeln ab und bemerkte nur noch:

„Einstweilen stelle ich Euch unter die Aufsicht meiner Haushälterin, die ja eine langjährige Bekannte von Euch ist. Die alte Liesbeth wird schon dafür

sorgen, daß es Euch nicht an Beschäftigung fehlt und später dürfte sich wohl ein Platz für Euch finden lassen, wo Ihr ruhig und unbehelligt leben könnt. Doch jetzt laßt mich diese Papiere und diesen Brief durchsehen; mein armer Georg und seine Helene sollen nicht umsonst auf mich gerechnet haben."

Herr von Wenkstern erbrach das Schreiben der Verstorbenen und vertiefte sich bald in dasselbe. Zorn und Rührung wechselten in seinem Gesicht und im Stillen schien er sich ein Gelöbniß zu machen. Endlich legte er das mit den Thränen der Schreiberin reichlich getränkte Blatt aus der Hand und sagte zu Susanne gewendet:

„Aber hier ist ja auch von einem Zettel die Rede, auf dem der Name und die Wohnung der Dame verzeichnet steht, welcher die arme Helene ihr Kind bei ihrer Abreise übergeben hat."

„Mein Gott!" rief erschrocken unsere Bekannte und fuhr sich unwillkürlich nach dem Herzen, „liegt derselbe denn nicht bei den übrigen Papieren?"

„Wie ich Euch sage, er fehlt."

„Dann muß ich ihn zu Hause haben liegen lassen, ich will zurückeilen und ihn holen."

„Um aller Wahrscheinlichkeit nach abermals mit den rohen Fäusten Eures Mannes Bekanntschaft zu machen," bemerkte der Hauptmann.

„Mag es sein, aber den Zettel darf Watt nicht zu Gesicht bekommen! Sicher wäre es um das arme Kind geschehen, sie würden es rauben, oder vielleicht gar ermorden."

Herr von Wenkstern machte plötzlich ein sehr ernstes Gesicht.

„Da habt Ihr Recht, diesen Leuten ist selbst das Schlechteste zuzutrauen! Heute ist es freilich schon zu spät, doch morgen mit dem Frühesten will ich mich selbst nach der Stadt begeben, um nach dem kleinen Alfred zu forschen.“

„Aber den Zettel, den ich verloren habe, und auf welchem die Adresse der Dame verzeichnet steht, unter deren Obhut sich der Knabe befindet?“ warf Susanne nochmals besorgt ein.

„Ja, der Zettel, das ist freilich eine schlimme Sache! . .“ Der Hauptmann hatte den Brief Helenens nochmals aufgenommen und ohne gerade eine bestimmte Absicht dabei zu haben, durchflog er denselben zum zweiten Mal. Plötzlich rief er mit einem zufriedenen Lächeln:

„Wir haben uns unnöthige Sorge gemacht, hier ganz am Ende ist Folgendes zu lesen: „Ich wiederhole nochmals, daß meinen Sohn Frau Hallbach in Verwahrung genommen hat. Dieselbe wohnt Glockenstraße Nr. 16 und wird Ihnen Alfred übergeben, sobald Sie sich durch diesen Brief bei ihr legitimirt haben.“

„Gott sei gedankt!“ preßte Susanne in einem Tone heraus, als sei ihr ein Stein vom Herzen genommen. „Aber immer ist Eile nöthig, denn wenn Watt die Zeilen findet, so wird er sich mit denselben sogleich zum Freiherrn begeben.“

„Nun, Ihr sagtet mir ja selbst, daß er vor morgen nicht zurückkehren wird, dann aber bin ich schon

unterwegs. Beruhigt Euch also und nun begebt Euch zu meiner alten Liesbeth und erneuert die unterbrochene Bekanntschaft mit ihr. Macht Euch im Uebrigen keine Sorgen, Ihr bleibt hier, und steht von jetzt an unter meinem Schutz."

Der Hauptmann winkte freundlich und unsere Bekannte entfernte sich mit einer dankbaren Verbeugung. Bald saß sie der Haushälterin gegenüber und wurde von der alten neugierigen Dame über die verschiedensten Dinge in ein wahres Kreuzverhör genommen. Aber sie fühlte sich dabei wohl und erleichtert, denn überall begegnete man ihr mit freundlicher Zuvorkommenheit und Jeder lobte ihren Entschluß, sich von einem Manne getrennt zu haben, dessen Ruf der schlechteste war und von dem sie so viel hatte leiden müssen.

Inzwischen war der Forsthüter früher als gewöhnlich zurückgekehrt. Sein Gewissen ließ ihm keine Ruhe, nicht etwa weil er Reue fühlte und sich beeilen wollte, seine Frau aus der unwürdigen Lage, in die er sie versetzt hatte, zu befreien, sondern weil er fürchtete, es möchte unterdessen Etwas vorgefallen sein, was ihm Gefahr bringen konnte. Mit starken Schritten eilte er seinem Hause zu und die Sonne war bereits stark im Sinken begriffen, als er sich demselben näherte. Ein höhnisches Lächeln umspielte seinen Mund, denn seine dämonische Natur ergötzte sich an dem Gedanken, Susanne in seiner Gewalt zu haben und sie nach Belieben quälen zu können. Er wollte ihr mit einem boshaften Grinsen entgegentreten und dann dem Hohn noch den Spott hinzufügen. Schon hatte er den Schlüssel

hervorgezogen, um damit die Thüre seiner Wohnung zu öffnen, als er plötzlich überrascht stehen blieb und gleichzeitig einen rohen Fluch ausstieß. Sein Blick war an dem eingeschlagenen Fenster haften geblieben, dessen einer Flügel sogar offen stand. Der erste Gedanke Watts war, daß Diebe sich seine Abwesenheit zu Nutze gemacht haben könnten, um einzubrechen, und er bereute es jetzt sogar für einen Augenblick, Susanne eingesperrt zu haben, bald aber gab er diese Ansicht wieder auf, und Verrath nud Befreiung seiner Frau witternd, leuchteten seine Augen tückisch auf und ohne zu zögern, nahm er den Weg durch's Fenster und befand sich eine Minute darauf im Wohnzimmer. Nur einen flüchtigen Blick warf er umher, um sich zu überzeugen, daß alle Gegenstände noch unberührt seien. Dann stürzte er nach dem Keller und seine Vermuthung wurde nun fast zur Gewißheit, als er die schwere Eisenstange zurückgeschoben und die Lucke unverschlossen fand. Wie ein wildes Thier eilte er die Stufen hinunter und ballte inzwischen ingrimmig die Faust. „Fällst Du mir in die Hände, so erwürge ich Dich," knurrte er, und jetzt stand er an der Stelle, wo er die Arme angebunden hatte. Der Strick war freilich noch da, aber Susanne war verschwunden, die Speisen, die er ihr hingestellt, eigten sich noch als unberührt. Die Augen des Unholdes glühten wild, als er spähend und suchend in dem halbfinsteren Raum umherblickte. „Also entlaufen bist Du mir," höhnte er rachsüchtig — „na warte Schätzchen, Du kannst Dich darauf gefaßt machen, daß ich Dich grün und blau schlage, wenn ich Dich erwische!"

Watt war übrigens nicht der Mann, um sich viel bei Worten aufzuhalten. Nachdem er auf diese Weise seinem Herzen Luft gemacht, stieg er wieder die Treppe hinauf und betrat von neuem das Wohnzimmer. Da es inzwischen dunkel geworden, so steckte er die Lampe an. Im Begriff dieselbe auf den Tisch zu stellen, gewahrte er, daß auf dem Fußboden ein Zettel lag.

„Also ein Abschiedsbriefchen hat mir mein Liebchen zurückgelassen,“ höhnte er und griff nach dem Streifen Papier, indem er denselben der Flamme näher brachte. Einige Zeit dauerte es, bevor der unwissende Mensch den Sinn der Buchstaben zu entziffern vermochte, als ihm dies aber schließlich gelungen war, ließ er einen langgedehnten Pfiff ertönen; ein Zeichen, daß er eine wichtige Entdeckung gemacht habe.

„Meine Vermuthung bestätigt sich also,“ rief er, „sie befindet sich wirklich im Besitz der Papiere und ist mit denselben jetzt entflohen! Dumm genug hat sie es aber doch angefangen, denn das Beste ließ sie zurück, — mag sie zum Teufel gehen, weiß ich doch nun, wo das Kind zu finden ist!“

Ohne sich weiter aufzuhalten, warf der Waldhüter die Flinte über die Schulter, löschte die Lampe aus und verließ eilig das Haus. Querfeldein stürzte er, gerade der Richtung zu, wo die Besitzung des Baron von Bartenstein lag. Athemlos kam er dort an, und ungestüm forderte er, dem Herrn gemeldet zu werden.

Uebel gelaunt trat ihm dieser entgegen. „Was giebt es?“ fragte er kurz, „ist denn die Sache so wichtig, daß Du mich so spät stören mußt?“

Triumphirend hielt Caspar den Zettel in die Höhe. „Die Sache ist so wichtig," rief er, „daß Sie mir jeden Buchstaben, den diese paar Zeilen enthalten, mit einem Goldstück bezahlen werden."

Der Freiherr horchte hoch auf. „So laß hören, Dein Lohn soll Dir gewiß sein."

„Der Aufenthalt des Kindes ist entdeckt."

„Entdeckt?" — und Herr von Bartenstein zuckte überrascht zusammen.

„Lesen Sie selbst. Meine Frau ist mir heute entlaufen und hat, wahrscheinlich in der Eile, diese Notiz zurückgelassen."

Der Schloßherr griff nach dem Papier und prüfte es. Seine Augen funkelten. Dann trat er an einen Schreibtisch und holte eine Anzahl Goldstücke heraus. „Hier nimm," bemerkte er, diesmal hast Du das Geld wohl verdient und eine doppelte Summe erhältst Du, wenn Du meine weiteren Aufträge pünktlich ausführst."

„Weshalb sollte ich denn nicht," erwiderte Caspar und machte dabei das Gesicht eines echten Galgenvogels.

„Denke Dir die Sache nur nicht zu leicht, es gehört Muth und Verschwiegenheit dazu."

„Wenn es nöthig ist, kann ich Beides zeigen. Was soll ich also thun?

„Du muß das Kind entführen."

Caspar kratzte sich hinter den Ohren, die Sache kam ihm doch etwas überraschend.

„Nun, ich werde Dich an einen Herren verweisen, welcher in solchen Dingen erfahren ist. Du kennst ja den Advokaten Strubs?"

Watt machte ein Gesicht, als wenn er sagen wollte: „Ob ich den wohl kenne!“ und nickte dann blos zustimmend.

„Gut, von diesem wirst Du Deine Instructionen erhalten. In einer halben Stunde mußt Du auf dem Wege nach der Stadt sein. Laß Dir in der Küche einen stärkenden Imbiß geben, inzwischen schreibe ich den Brief, welchen Du dem Sachwalter einzuhändigen hast.“

Es war noch sehr früh am Morgen und Strubs stand eben im Begriff seinen Kaffee einzunehmen, als Wabbs den Kopf zur Thüre hineinsteckte und meldete, daß Caspar Watt, der Forsthüter des Baron von Bartenstein, einen Brief von seinem Herrn abzugeben habe und dringend verlange, persönlich vorgelassen zu werden.

Der Advokat spitzte die Ohren. Er war zu klug, um nicht zu begreifen, daß hinter diesem Besuche etwas Außergewöhnliches stecke und in seinem Gesicht drückte sich eine gewisse Spannung aus, die den aufmerksamen Blicken des Schreibers nicht entging.

„Lassen Sie den Menschen eintreten,“ sagte er scheinbar ruhig, blickte aber doch dabei seinen Vertrauten, wie er dies stets zu thun pflegte, wenn er kein gutes Gewissen hatte, mißtrauisch heimlich von der Seite an.

Kurz darauf stand der Waldhüter vor ihm und machte eine ungeschickte Verbeugung.

„Setzt Euch,“ bemerkte Strubs herablassend und wies dabei auf einen Stuhl. „Ihr habt also einen Brief von dem Freiherrn an mich einzuhändigen?“

„Ja, es handelt sich darin, wie ich glaube, um einen Knaben — na, Sie werden schon wissen, wen ich meine.“

„So? — Laßt doch mal sehen," und der Sachwalter nahm das Schreiben in Empfang, erbrach dasselbe und vertiefte sich in dessen Inhalt.

Nach einer Weile blickte er wieder auf und schob, seiner Gewohnheit gemäß, die Brille in die Höhe.

„Ein kitzlicher Auftrag das," bemerkte er, Watt fixirend, „doch ich glaube, Ihr seid der Mann, um ihn auszuführen."

„Ich habe schon Manches vollbracht, was wohl noch gefährlicher war," entgegnete der Waldhüter nicht ohne eine gewisse Prahlerei.

„Und dafür seid Ihr bei der Criminal-Polizei auch als ein Mann notirt, auf welchen man ein besonderes Auge haben muß," lachte der Advokat. „Na, laßt es gut sein," setzte er beruhigend hinzu, als er den finsteren Blick bemerkte, welcher unter den buschigen Augenbraunen des Waldhüters hervorschoß, „es ist nicht meine Sache, Euch an die Vergangenheit zu erinnern, und eigentlich wollte ich damit auch nur sagen, daß Ihr wohl daran thun werdet, bei dem Auftrage, den Euch Euer Brodherr gegeben hat, vorsichtig zu Werke zu gehen."

„Das dachte ich auch, aber es wäre mir doch lieb, wenn Sie mir Ihren Rath ertheilten und ich meine, der Freiherr hat dies auch gewünscht."

Strubs war ein vorsichtiger Mann, er suchte sich, dem Gesetz gegenüber, immer möglichst den Rücken frei zu halten. Diesmal war er aber persönlich bei der Sache interessirt, er hatte ja selbst den Raub des

Kindes in Vorschlag gebracht und gelang derselbe, so stand ihm eine erhebliche Geldsumme in Aussicht.

„Wollt Ihr denn Gewalt anwenden?“ fragte er noch immer zurückhaltend.

„Besser wäre es wohl, wenn dieselbe unterbliebe.“

„Das denke ich auch. Straße und Hausnummer sind Euch also genau bekannt?“

„S' ist gar nicht zu verfehlen.“

„Kennt Ihr denn den Knaben persönlich?“

„Ich habe mir ihn beschreiben lassen. Er soll blondes Haar, dunkle Augen, und eine zarte schlanke Gestalt haben.“

„Das trifft zu. Jetzt hört, was ich Euch sagen werde. Kennt Ihr die Geschichte von dem Rattenfänger zu Hameln?“

„Ist mir nicht bekannt,“ antwortete Watt etwas verblüfft.

„Nun, das war auch so ein Kerl, der den Eltern ihre Kinder stahl und sie mit seiner Pfeife in den Berg lockte, welcher sich dann hinter ihnen schloß. Eine Pfeife habt Ihr nun zwar nicht und in einem Berge werdet Ihr wohl auch nicht verschwinden, aber es giebt ähnliche Mittel, womit man leichtgläubige Kinder an sich lockt und mit diesen will ich Euch jetzt näher bekannt machen.“

Es folgte nun eine längere Unterredung zwischen dem Forsthüter und dem Advokaten und als der Erstere den Letzteren verließ, war zwischen Beiden ein sehr genauer Operationsplan besprochen worden.

Eine halbe Stunde später schritt Watt, anscheinend harmlos, in der Glockengasse vor dem Hause Nummer 16 auf und ab. Mitunter that er so, als wenn er nach Etwas suche und blickte zu dem Zwecke die Häuserreihe entlang.

Der Zufall kam ihm zu Hilfe. Eine Frau trat aus dem bezeichneten Hause und sei es Neugier, sei es der Wunsch, dem Unbekannten, welcher offenbar nach Etwas suchte, gefällig zu sein, genug sie blieb stehen und fragte schließlich: „Zu wem wollen Sie denn, lieber Mann?"

Unser Bekannter machte ein möglichst entgegenkommendes Gesicht, faßte an seine Kopfbedeckung und fragte:

„Um Vergebung, wohnt hier in der Nähe vielleicht Frau Hallbach?"

„Ei freilich. Gerade hier, drei Treppen hoch."

„Ich habe einen Auftrag an sie. Sie ist doch dieselbe, bei welcher sich ein etwa fünfjähriger Knabe befindet?"

„Ganz richtig, es ist ein hübscher Bube mit blondem Haar und dunklen Augen. Man sagt, er sei vornehmer Leute Kind und vorläufig bei Frau Hallbach in Pension gegeben. Mich wundert es, daß er noch nicht unten ist, denn um diese Zeit pflegt er in der Regel eine Stunde vor dem Hause zu spielen."

Watt wußte nun genug. „Mein Auftrag eilt nicht so," bemerkte er anscheinend gleichgiltig und entfernte sich grüßend nach der entgegengesetzten Seite. Von dort beobachtete er unausgesetzt, doch nicht so,

daß es hätte auffallen können, das Haus. Es dauerte auch nicht lange, als der kleine Alfred erschien. Ein Blick auf ihn reichte hin, um sich zu überzeugen, daß er zu der von uns gegebenen Beschreibung paßte. Er war dürftig, aber reinlich gekleidet; ein Beweis, daß seine Pflegemutter eine brave Frau war, die es mit ihm gut meinte, obwohl sie bisher wohl kaum eine Entschädigung für die Pflege des Knaben erhalten hatte und nicht wußte, ob ihr Jemand diese Bürde abnehmen würde. Aber im Sinne wahrhafter Menschenliebe und aus Theilnahme für die unglückliche Helene hatte sie deren Kind aufgenommen, als diese die Reise zu ihrer Mutter antrat.

Nach Kindesart hüpfte und sprang der kleine Alfred an den Häusern entlang und näherte sich, mit einem Ball spielend, schließlich Watt, der ihn bereits schon seit einiger Zeit wie ein Raubthier, welches sich eine Beute ausersehen, umkreist hatte. Jetzt stand er vor dem Kinde und lächelte es so freundlich an, als ihm dies überhaupt bei seinen eben nicht gewinnenden Zügen möglich war.

„Guten Tag Alfred,“ begann er mit zutraulicher Stimme, indem er sich vor diesen hinstellte.

Der Knabe warf ihm einen mißtrauischen Blick zu, der fremde Mann flößte ihm offenbar kein großes Vertrauen ein.

„Kennst Du mich nicht mehr?“ fragte der Waldhüter in seiner gewöhnlichen dreisten Weise.

„Nein, ich kenne Sie nicht,“ erhielt er schüchtern zur Antwort.

„Hat Dir denn Deine Mama nicht von einem großen Schlosse erzählt, wohin sie gereist ist?“ lautete die weitere Frage.

„Ja,“ flog es über die Lippen des Kleinen und seine Augen blitzten auf, „sind Sie von Mama geschickt?“

„Allerdings, und auch von Papa.“

„Von Papa? — Ist denn derselbe schon von seiner großen Reise zurück?“

Wir müssen hier bemerken, daß Watt das nichts Arges ahnende Kind während dieses Gesprächs unvermerkt an der Hand gefaßt und daß er sich jetzt mit ihm bereits eine ziemliche Strecke von dem Hause Nr. 16 entfernt befand.

„Allerdings ist er von seiner Reise zurück und hat Dir viele schöne Spielsachen mitgebracht.“

Die Augen Alfreds leuchteten auf vor Freude. „Viele schöne Spielsachen? — Aber weßhalb ist denn Papa nicht selbst gekommen?“

„Er erwartet Dich im Schlosse bei der Großmutter.“

„Und meine gute liebe Mama?“

„Ist ebenfalls dort. Ich soll Dich abholen.“

Abermals sah ihn der Knabe mißtrauisch an. „Ich kenne Dich ja nicht.“

„Ist es denn nicht genug, wenn ich Dir sage, daß ich von Deinen Eltern geschickt bin?“ ergänzte Watt mit einem zutraulichen Lächeln.

Diese Bemerkung war ganz dazu geeignet, das Fassungsvermögen des Kindes zu verwirren. Lug und Trug waren ihm noch unbekannt und wenn der fremde

Mann behauptete, daß er es abholen sollte, so mußte dies nach seinen Begriffen auch wirklich wahr sein.

„So will ich zurück zur Frau Hallbach und ihr diese Nachricht mittheilen," bemerkte der Knabe.

„Nein, Du mußt gleich mitkommen, Deine Eltern warten auf Dich."

Beide befanden sich jetzt bereits in einem fremden Stadttheil, welchen der kleine Alfred bisher noch nie betreten hatte.

„Nein, ich will nach Hause," rief er plötzlich stehen bleibend und wieder mißtrauisch zu seinem Begleiter emporblickend.

„Komm nur," erwiderte dieser, und zog das widerstrebende Kind mit sich fort.

Thränen drangen jetzt aus dessen Augen, es ahnte eine Gefahr, ohne sie begreifen zu können.

Aber auch der Waldhüter änderte jetzt sein Benehmen. Was er bisher durch Freundlichkeit zu erreichen gesucht hatte, glaubte er nun durch Einschüchterung durchsetzen zu können. Indem er daher seinem Opfer einen drohenden Blick zuwarf, knurrte er:

„Mache keine Umstände, Junge und folge mir! Papa und Mama werden sich eben nicht freuen, wenn sie hören, wie unfolgsam Du gewesen bist."

Papa und Mama! . . . Diese geheiligten Namen verfehlten ihre Wirkung nicht, Alfred glaubte von Neuem an dieses Märchen und schweigend, mit gesenktem Kopfe, folgte er seinem Entführer.

Jetzt befanden sich Beide im Freien, die große Stadt lag hinter ihnen. Befriedigt blickte der Vertraute

des Freiherrn nach einer Höhe, welche in der Ferne auftauchte; hatte er diese erreicht, so bog er von der Hauptstraße ab und befand sich mit seinem Raub in Sicherheit.

Aber auch dem Kinde wurde wieder bange. „Laßt mich los,“ rief es, „ich will nicht mit Dir gehen, ich fürchte mich vor Dir!“

Die wilde rohe Natur des Waldhüters erwachte, er vergaß die so nothwendige Vorsicht. Heftig begann er den Knaben zu schütteln und unter lauten Drohungen schleppte er ihn mit sich fort.

Aber gerade dadurch vermehrte er den Widerstand des Kleinen. Alfred zitterte vor Furcht am ganzen Körper und in seiner Angst erwartete er offenbar das Schlimmste von seinem Begleiter. Er fing an aus Leibeskräften zu schreien, während ihm Watt fluchend die geballte Faust vor's Gesicht hielt.

In diesem Augenblick erschien auf der nun nicht mehr fern liegenden Höhe eine Equipage. Ein Herr saß in der zurückgeschlagenen leichten Chaise und aller Wahrscheinlichkeit nach hatte er den Hilferuf des Knaben gehört, denn der Kutscher trieb plötzlich die Pferde zum raschen Laufe an und mit Geschwindigkeit rollte das Fuhrwerk heran.

Indessen auch Watt hatte seine Augen offen gehalten, denn bei den vielen spitzbübischen Streichen, die er im Leben verübt, hatte er sich daran gewöhnt, nie die Vorsicht außer Acht zu lassen. Sein scharfes Auge erkannte die Schimmel und jetzt erkannte er auch den Kutscher; der Herr im Wagen war niemand Anders

als Herr von Wenkstern. Sollte er sich von diesem einfangen und wegen Kindesraub unter Anklage stellen lassen? — Nein, dafür war der alte abgefeimte Bösewicht viel zu klug, entweder galt es hier den Raub fahren zu lassen und die eigene Haut in Sicherheit zu bringen, oder in die Hände des Hauptmanns zu fallen, von dem er, wie er sehr gut wußte, auf keine Nachsicht zu rechnen hatte. Er wählte daher das Erstere. „Fahre zum Teufel!“ knurrte er, und gab dabei dem Kinde einen so heftigen Stoß, daß dieses in den Chausseegraben stürzte, während er selbst querfeldein die Flucht ergriff und bald in dem welligen Terrain verschwand.

Kurz darauf hielt der Wagen des Herrn von Wenkstern an der Stelle, wo der Sohn Helenens noch immer schluchzend an der Erde lag. Mit einer raschen Bewegung sprang der Hauptmann aus demselben und indem er das Kind aufrichtete und demselben beruhigend über das blonde Haar strich, fragte er mit Zutrauen erweckender Stimme:

„Was ist Dir begegnet, Kleiner?“

„Dort der böse garstige Mann,“ rief Alfred, indem er nach der Seite zeigte, nach welcher hin Watt entflohen war, „er hat mich zu Papa und Mama bringen wollen, aber er ist ein Lügner, und als ich nicht mit ihm gehen wollte, bin ich von ihm gestoßen worden!“

„Nun, beruhige Dich, Du bist jetzt in Sicherheit.“

In der That trocknete Alfred auch seine Thränen und blickte zu dem neuen Beschützer vertrauensvoll empor.

„Wie heißt Du denn?“ fragte Herr von Wenkstern.

„Alfred nennt man mich.“

Der Hauptmann stutzte. „Und wo wohnst Du?“ forschte er weiter.

„Dort in der Stadt, in der Glockenstraße bei Frau Hallbach.“

Jetzt fiel es dem Ersteren wie Schuppen von den Augen, es wurde ihm klar, daß hier ein Kindesraub hatte ausgeführt werden sollen und wer die Anstifter desselben waren, darüber blieb er keinen Augenblick im Zweifel.

„Ich irre mich ganz gewiß nicht, wenn ich in dem Davoneilenden den Schurken von Waldhüter zu erkennen glaubte,“ dachte er, „und nur im Auftrage seines Herrn kann er abgeschickt worden sein, diese Frevelthat zu vollführen. Gott sei Dank, daß ein günstiger Zufall mich noch gerade zur rechten Zeit hierher führte, um das Bubenstück zu verhindern.“

Er hatte den kleinen Alfred inzwischen in den Wagen gehoben und beruhigte denselben durch freundliches Zureden bald vollends.

„Wir fahren jetzt Beide zusammen zur Frau Hallbach,“ sagte er lächelnd, „und nie soll Dir Jemand wieder etwas zu Leide thun.“

„Und Mama und Papa?“ fragte der Knabe.

„Du wirst sie wiedersehen. Ich nehme Dich mit in ein großes schönes Haus.“

„Aber wenn mich der böse garstige Mann mit dem großen Bart dort findet?“

„Er wird nicht kommen, dafür laß mich nur sorgen.“

Indem hielt der Wagen vor Nummer 16 und das Kind an der Hand führend, trat er mit diesem in’s Haus.

Vermöge des Briefes, welchen Helene an ihn gerichtet, gelang es ihm bald, die einfache brave Frau davon zu überzeugen, daß er nicht blos ein Recht habe, sondern daß es sogar der Wille der Mutter des Knaben sei, diesen unter seinen Schutz zu stellen und ihn mit sich zu nehmen. Auch der Letztere fand sich bald in seine neue Lage, da Herr von Wenkstern fortfuhr, durch ein leutseliges Entgegenkommen sein Vertrauen zu gewinnen. Ein Uebereinkommen mit Frau Hallbach war bald getroffen, sie empfing eine angemessene Summe für Verpflegungskosten und außerdem auch noch einen Schein, welcher sie wegen der Uebergabe ihres bisherigen Pfleglings an den Hauptmann für alle Fälle sicher stellte.

Eine Stunde später befand sich derselbe mit seinem Schützling bereits wieder auf dem Rückwege und als die Sonne sich dem Untergang zuneigte, hatte er ihn in seinem Hause in Sicherheit gebracht.

Niemand war glücklicher wie Susanne, als sie den kleinen Alfred in ihre Arme schloß. Selbst kinderlos, schien bei ihr die ganze Liebe einer Mutter für denselben zu erwachen; eine Liebe, welche bei der braven Frau noch dadurch verstärkt wurde, daß sich bei ihr gleichzeitig das Gefühl rege machte, ihrer ehemaligen Herrin, an der sie mit so großer Innigkeit gehangen,

das gegebene Wort eingelöst zu haben. Auch Herr von Wenkstern zeigte sich über diese Zuneigung Susannens zu dem Knaben sehr befriedigt.

„Zu Eurem Manne dürft Ihr nicht wieder zurück," bemerkte er, „denn dort stände Euch das Aergste bevor. Aber auch hier scheint mir das Kind nicht sicher genug aufgehoben, um weiteren Nachstellungen seiner Verfolger zu entgehen. Ich habe daher beschlossen, dasselbe vorläufig einem zuverlässigen Bekannten anzuvertrauen, auf dessen Redlichkeit ich mich verlassen kann und welcher in einer völlig abgelegenen Gegend wohnt. Hättet Ihr daher Lust, den kleinen Alfred zu begleiten, so würdet Ihr nicht allein selbst eine sichere Zufluchtsstätte finden, sondern auch dem Kinde eine treue Pflegerin sein können."

Natürlich nahm Susanne diesen Vorschlag mit Dank an. „Ich habe zur Genüge unter Watts rohen Fäusten gelitten und getragen, was eine Frau zu tragen vermag," sagte sie, „der Himmel ist auch mein Zeuge, daß Uebermuth mich nicht von ihm treibt. Ueberdies sehne ich mich nach Stille und Einsamkeit und gleich vom ersten Augenblick hat sich mein Herz wunderbar zu der armen Waise hingezogen gefühlt."

„Nun gut," bemerkte der Hauptmann, „so bereitet Euch vor, mich dieser Tage auf einer Reise zu begleiten. Arm ist Alfred übrigens nicht, denn rechtmäßig steht ihm einst als Erbe das große Besitzthum seiner Großmutter zu, wenn dies aber auch nicht der Fall wäre, so betrachte ich mich jetzt als seinen Vormund und es soll ihm gewiß an Nichts mangeln."

Wir bitten jetzt den Leser, uns in eine Gegend zu folgen, welche ganz dazu geeignet war, Jemand zu fesseln, dem die Neigung beiwohnte, ein stilles beschauliches Leben zu führen. Ein fruchtbares, ausgedehntes, von mäßigen Höhen begrenztes Thal bot sich den Blicken des Reisenden dar, wenn er zu Wagen auf der Chaussee dahinrollte, oder an einem milden Sommertage zu Fuß von den bewaldeten Bergen herabstieg. Noch berührte kein Schienenweg dieses kleine Paradies und deshalb war auch der Fremdenverkehr nur ein mäßiger. Zerstreut liegende Gehöfte traten hier und da hervor und besonders fiel dicht an der Landstraße ein kleines, weiß angestrichenes, mit grünen Fensterläden versehenes Haus in die Augen, an dessen Fenstern sich der Weinstock emporrankte, während weiter hinten ein großer Obstgarten sichtbar wurde. Eines dieser Fenster war in dem Augenblick, wo wir die Leser dort einführen, geöffnet, und die eben im Sinken begriffene Sonne sendete ihre letzten Strahlen in das kühle Gemach. Ein kleiner, mit einer reinlichen Serviette bedeckter Tisch stand im Vordergrunde und auf diesem Tisch befand sich ein zinnerner Deckelkrug und zwei Gläser, welche in diesem Augenblick ein Mann mit schäumendem Bier füllte. Dieser Herr mochte etwa fünfunddreißig Jahre alt sein, hatte bereits einen ziemlichen Ansatz von Corpulenz, schwarzes lockiges Haar und ein äußerst lebensfrohes Gesicht. Ihm gegenüber saß eine Frau fast im gleichen Alter, ebenfalls von behaglichem Aussehen, die ein Strickzeug in der Hand hielt, während sie wohlgefällig auf die Plaudereien ihres Gesellschafters lauschte.

„Stoß an, Frau,“ rief der Mann und ergriff den eben gefüllten Pokal, „stoß an und beantworte mir die Frage, giebt es wohl ein glücklicheres Paar, als wir sind?“

Herr Titus Feuerkopf hatte diese Worte mit erhobenem Glase gesprochen und seine Gattin that ihm jetzt Bescheid. „Na,“ erwiderte sie lächelnd, „ich denke, wir können gegenseitig mit einander zufrieden sein, Sorgen sind uns Gott sei Dank ja unbekannt und eine gewisse Seelenverwandschaft besteht allerdings zwischen uns.“

„D'rum traute Brüder, trotz des blassen Neides,
Der uns des Lebens Freude stört —“

summte Herr Titus Feuerkopf, dann that er einen langen Zug, setzte befriedigend das Glas ab und rief:

„Wohlgesprochen, mein trautes Lieb', und daß Du keinen Kummer hast, das beweisen Deine Körperformen, welche täglich mehr und mehr an Rundung gewinnen.“

„Auch hierin folge ich Deinem Beispiel,“ lachte die Dame, „Mann und Frau sollen Eins sein, an Körper und Seele.“

„Prächtig! rief Herr Titus, „eine solche Ansicht gefällt mir, und hierauf bringe ich Dir einen Salamander!“

„Trinkt nur Euren Salamander allein, Herr Studiosus von ehedem,“ bemerkte die dicke Ehehälfte humoristisch.

„O schöne Zeit,“ intonirte der frühere Student pathetisch, „wo ich noch den Musen diente und — —“

„Und das Collegium schwänzte," ergänzte seine Frau.

„Oder im Kneipgarten unter einem duftenden Apfelbaum, der seine Blüthen auf mich herabschüttelte, meinen Rausch ausschlief," bemerkte Herr Titus nicht ohne Selbstgefühl. „Und jetzt? — O, heiliger Bacchus, zu was hast Du mich gemacht? — Zu einem simplen Philister hast Du mich degradirt, welcher Dir nur schüchtern seine Dankopfer darbringt."

Der ehemalige Student that hierbei abermals einen langen Zug und stellte dann mit dem Ausdrucke der Wehmuth das leere Glas vor sich hin.

„Nun, das Philisterthum scheint dem Herrn aber ganz gut zu bekommen," bemerkte lachend seine Gattin.

„Habe ich mich jemals über Deine Pflege beklagt, Weib meiner Wahl?" fragte der lustige Zecher in seinem unverwüstlichen Humor, indem er jetzt einen zärtlichen Blick auf seinen wohlgenährten Leib warf.

In diesem Augenblicke rollte ein Reisewagen heran, in welchem drei Personen saßen und wenige Minuten darauf hielt derselbe vor dem Häuschen still. Herr Titus Feuerkopf blickte verwundert auf. „Sie glauben hier noch den ehemaligen Gasthof zur „goldenen Sonne" zu finden," bemerkte er zu seiner Frau, und im nächsten Augenblick steckte er schon den schwarzen Lockenkopf zum Fenster hinaus und rief in seiner humoristischen Weise:

„Setze nur Deinen Weg fort, o Rosselenker, denn die Sonne, welche einst hier ihre Strahlen warf, ist längst untergegangen."

„Sei kein Narr, lieber Junge,“ rief lachend der Herr im Wagen, „ich bin von Deinen trefflichen Eigenschaften zu sehr überzeugt, als daß ich glauben könnte, Du vermöchtest einen Jugendfreund so kalt abzuweisen.

„Einen Jugendfreund?“ und der Bewohner des Häuschens blickte den Sprecher fragend an.

„Nun, muß ich Dir erst meinen Namen nennen? Kennst Du denn Deinen Spielgefährten Wenkstern nicht mehr?“

„O, heiliger Bacchus, wo hatte ich meine Augen!“ tönte es jetzt von des ehemaligen Studenten Lippen, und im Nu war er im Freien und schüttelte jetzt herzlich die ihm dargereichte Hand des Hauptmannes.

„Gesegnet sei die Stunde dieses Wiedersehens!“ rief er, indem er zugleich den Schlag aufriß und unserem Bekannten, sowie Susanne und dem kleinen Alfred aus dem Fuhrwerk half.

In der nächsten Minute befanden sich die Reisenden in dem netten ansprechenden Wohnzimmer und nachdem Herr Titus seine Frau vorgestellt, lud er seine Gäste ein, Platz zu nehmen und bat, es sich bequem zu machen.

„Du hast Dich also endlich auch entschlossen, an Hymens Altar zu treten?“ fragte er auf den Knaben deutend.

„Nein,“ sagte lächelnd der Hauptmann, „dieses Kind ist ein mir anvertrautes Gut und seinetwegen habe ich die Reise gemacht, um es Deiner und Deiner braven Frau Obhut zu übergeben.“

„O, das ist ja herrlich,“ rief die Letztere und freundlich zog sie Alfred zu sich heran, „ich und mein

Mann, wir lieben Beide die Kinder und sicher soll es dem Kleinen an Nichts fehlen."

„Dies ist seine Wärterin," fuhr Herr von Wenkstern, auf Susanne deutend, fort, „und auch für sie bitte ich um ein Asyl."

„Auch ihr sei gewährt die Bitte," rief Herr Titus, theatralisch den Arm ausstreckend.

„Nun, ich sehe wohl, Dein Humor hat Dich noch nicht verlassen," lachte der Hauptmann. „Du mußt mir aber versprechen, den Kleinen treulich zu hüten," fuhr er weiter fort, „denn ein eigenes Verhängniß waltet über ihm, er hat Feinde, die ihm nachstellen und deshalb fand ich es für angemessen, ihn an einen abgelegenen Ort in Sicherheit zu bringen."

„Also ein vollständiger Roman?"

„Leider! Wie er sich in der Wirklichkeit wohl mitunter abspielt. Doch die Details werde ich Dir später mittheilen, für jetzt nehme ich auf einige Stunden Deine Gastfreundschaft in Anspruch."

„Nein, Sie müssen die Nacht hier bleiben," rief die Hausfrau in ihrer offenen freundlichen Weise, „wir haben oben ein paar gut eingerichtete Gastzimmer und auch für den Kutscher und die Pferde fehlt es nicht an einem Unterkommen."

„Nun es sei. Eine so herzliche Einladung wage ich nicht auszuschlagen, und daß dieselbe von Ihnen aufrichtig gemeint ist, das sehe ich Ihnen an."

Die dicke Dame knixte sehr verbindlich. Dann wendete sie sich an Susanne und sagte:

„Kommen Sie, meine Liebe, ich will Ihnen und dem kleinen Alfred das Zimmer anweisen, welches Sie künftig Beide bewohnen sollen. Wenn Sie später Zeit haben, mir in der Küche etwas zur Hand zu gehen, so werde ich dies nicht übelnehmen.“ Während sich die beiden Frauen mit dem Kinde entfernten, rückte Herr von Wenkstern näher an den Tisch und indem er seinen Jugendgespielen lächelnd betrachtete, sagte er:

„Aber in aller Welt, Hermann, wie kommst Du hierher?“

„Ja,“ erwiderte dieser, das ist eigentlich eine Geschichte, welche von Neuem darthut, daß der Mensch nie weiß, was das Schicksal mit ihm beschlossen hat. Siehst Du, als wir noch als halberwachsene Knaben mit einander spielten, da hatte sich mein Vater in Betreff meiner besondere Pläne zurechtgelegt. Gleich ihm, sollte ich einst ein gelehrter Theologe werden und er ließ sich die Mühe nicht verdrießen, mir schon früh das Latein einzupauken und mir einen Vorgeschmack von den gelehrten Wissenschaften zu geben. Freilich fand ich es viel behaglicher, dem Pfarrhofe zu entlaufen und Dich im Herrenhause abzuholen, um gemeinsam durch Feld und Flur zu streichen. Später trennte uns das Schicksal, Du wurdest Soldat und ich bezog die Universität. Ja die Universität! . . . Da muß Einer Sitzfleisch haben, um es zu einem trockenen Gelehrten zu bringen und hierzu fehlte mir, wie Du schon aus unserer Jugendzeit weißt, jede Anlage. Kurz und gut, statt der Collegia besuchte ich unsere Corpskneipe, der Geist der theologischen Erkenntniß

kam nicht über mich und von der Offenbarung wollte auch nichts in meinen Kopf; aus einem Gottesgelehrten entpuppte sich ein zweifelnder Philosoph und als nun auch noch zum Unglück mein guter Vater starb, gewahrte ich zu meinem Schrecken, daß damit auch meine Studiengelder zu Ende gingen und daß dieselben eben noch hinreichten, mir den Doctorgrad zu erwerben.

Da faßte ich den heilsamen Entschluß, zu meiner Erholung eine Bierreise durch Deutschlands Gauen zu unternehmen. Heilsam nenne ich denselben, denn hierbei fand ich mein liebes Weibchen, welches ein hübsches Besitzthum hat und die als alleinstehende Witwe das Bedürfniß fühlte, sich an eine gleichgesinnte Seele anzuschließen, so daß es also keiner allzugroßen Ueberredung bedurfte, um sie zu überzeugen, daß ich auch ihren Wünschen entgegenkommen würde, wenn sie mir den Gefallen erzeigte, sich in mich zu verlieben.

Unser Philosoph brach beim Schluß dieser Worte in ein gemüthliches Gelächter aus, hob sein Glas empor und rief:

Wer nicht liebet Bier, Weiber und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang!

und somit kennst Du jetzt meine Irrfahrten und wirst zu Deiner Befriedigung erfahren haben, daß ich schließlich ganz gemüthlich in den Hafen der Ruhe eingelaufen bin."

Der Hauptmann drückte dem ehemaligen Jugendgefährten warm die Hand. „Ende gut, alles gut!" sagte er, „und was mir am meisten bei unserem

Wiedersehen gefällt, ist die Wahrnehmung, daß Du Dir nicht allein Deinen alten Humor, sondern auch Deinen früheren offenen Sinn und Dein gutes Herz bewahrt hast."

„Wenn die Menschen nur wüßten, wie leicht es sich damit lebt," erwiderte Herr Titus Feuerkopf, „so würden sie um ein Bedeutenderes glücklicher sein. Ich genüge mir selbst, und den Sittenrichter gegen Andere zu spielen, hierzu fühle ich nicht die mindeste Neigung, im Gegentheil, ich halte es für Pflicht, mich zuerst immer selbst an die Nase zu fassen, bevor ich den Splitter in anderer Leute Augen herauszufinden bemüht bin."

Noch einen ganzen Tag blieb Herr von Wenkstern bei diesem in glücklicher Eintracht lebenden Paare und ergötzte sich an dessen Originalität. Alles Erforderliche wurde in Betreff des kleinen Alfred verabredet und nachdem unser Bekannter die baldige Wiederholung seines Besuchs in Aussicht gestellt hatte, schied er von seinem Freunde Titus Feuerkopf unter einer herzlichen Umarmung, sagte der dicken Dame noch einige schmeichelhafte Worte, welche diese unter einer tiefen Verbeugung sehr wohlgefällig aufnahm, ermahnte den Knaben zur Folgsamkeit, Susanne zur Vorsicht und schied mit der Ueberzeugung, daß ein einfaches sorgenfreies Loos am besten geeignet sei, dem Menschen seine innere Zufriedenheit zu bewahren und daß es auf Gottes weiter Erde noch manches Fleckchen gebe, wo ein bescheidenes Gemüth das Eden zu finden vermöge, nach welchem so Viele täglich verlangend seufzen.

Fünftes Capitel.

Der Ueberfall auf der Haide.

Josua Jensen, der Geizhals, bewohnte ein altes baufälliges Haus in der Vorstadt. Dort hauste er mit seiner Tochter Sabine und mit einem kleinen halbwüchsigen elternlosen Jungen, den er zu sich genommen hatte, als derselbe eben beim Betteln ertappt, in eine Besserungsanstalt für verwahrloste Knaben untergebracht werden sollte. Der alte Josua war ein starkknochiger Mann mit einer Habichtnase und ein paar hohlliegenden Augen, welche stets gierig und mißtrauisch umherspähten. Das Laster des Geizes und die Sucht nach Gewinn hatten im Laufe der Zeit eine solche Herrschaft über ihn gewonnen, daß jedes andere Gefühl bei ihm vollständig erstorben war. Und doch konnte er sich rühmen, aus guter Familie abzustammen. Der Bruder seiner verstorbenen Frau, Namens Hayder, war ein geachteter und reicher Fabrikant, und diese selbst hatte, im Hinblick auf den Charakter ihres Mannes, um ihr Kind für alle Fälle sicher zu stellen, bei ihrem Tode ein Testament ausschließlich zu dessen Gunsten gemacht und die Verwaltung ihres ansehnlichen Vermögens ihrem Bruder übertragen. Hierdurch war der Haß Josuas gegen seine Tochter angeregt worden, er betrachtete sie als die Ursache, daß ihm die Erbschaft verloren gegangen war, er klagte sie an, daß sie ihn zum Bettler gemacht habe und behauptete, er müsse nun doppelt sparen, um sich vor dem Hungertode zu schützen. Daher kam es denn, daß Sabine und

der kleine Gabriel an Allem Mangel litten und daß sich dadurch namentlich bei der Ersteren eine Erbitterung gegen den Vater einnistete, die mit den Jahren wuchs und den Wunsch bei ihr täglich lebhafter hervortreten ließ, das alte Haus, welches ihr bereits zur Hölle geworden war, um jeden Preis zu verlassen. Vergebens war sie ihren Oheim zum öfteren darum angegangen, dieser hatte sie aus Besorgniß vor der boshaften Tücke des Geizhalses jedesmal zur Geduld ermahnt.

Zuerst waren die Thränen des jungen Mädchens geflossen, und seufzend stand sie oft stundenlang an den mit starken Eisengittern versehenen Fenstern und blickte verlangend über das Häusermeer nach der Stadt, wo nach ihrer Ansicht so viele glückliche Menschen wohnten, die das Leben heiter genossen, während sie darben mußte und eine Gefangene war. Als sich die Quälereien von Seiten ihres Vaters aber fortwährend steigerten und seine schmutzige, niedrige Gesinnung im Schelten und Toben laut wurde, wenn sie ihm zur Bestreitung der unentbehrlichsten Bedürfnisse ein paar Silberstücke abforderte, ging ihr auch das letzte Gefühl für ihn verloren und ein harter eigensinniger verbitterter Trotz trat an die Stelle der Thränen. Finster brütend saß sie am Herde, auf welchem kein erwärmendes Feuer brannte, und der kleine Gabriel hockte ihr gegenüber und rieb sich die erstarrten Hände und blickte sie nicht minder trübselig an.

„Was nutzt es mir, daß er die Kisten und Kasten voll hat," begann Sabine, „wenn er sein einziges Kind fast dem Hungertode preisgiebt! Ha, ha," fuhr

sie erbittert fort und starrte dabei nach dem leeren Herde, „ha, ha, wie das Feuer flackert und wie es in den Töpfen brodelt!“

„Sagt lieber, wie sich die Spinnweben um dieselben ziehen,“ bemerkte Gabriel, „denn manche Woche ist es wohl schon her, daß wir kein Stückchen Fleisch gekostet haben. Erst heute, als ich den Herrn anging mich nach dem Markt zu schicken, schlug er nach mir und schrie mich an und sagte, ich sei ein Tagedieb und ein Vielfraß, ich würde ihn noch bettelarm machen, und er werde sich noch genöthigt sehen, mich aus dem Hause zu jagen. Nun, ich habe schon längst gefunden, daß es besser ist, ich suche mir in einer Fabrik Arbeit und wenn ich hier, wo nicht einmal eine Ratte eine Krume Brod findet, bisher aushielt, so geschah es deshalb, Fräulein Sabine, weil ich es nicht über das Herz bringen konnte, Sie in Ihrem Kummer und Elend hier allein zurückzulassen.“

Das junge Mädchen schickte ihrem Leidensgefährten einen Blick des Dankes zu. „Harre nur aus, Gabriel, bis ich fort bin, denn fort muß ich, es koste, was es wolle, und eines Tages wirst Du Etwas erleben, darauf kannst Du Dich verlassen! Siehe mein Kleid an — und sie zupfte an demselben mit dem Ausdruck der Verachtung — betrachte dasselbe und antworte mir, ist es nicht eine Schande, mich in einem solchen Lappen umhergehen zu lassen?“

„Es fällt Ihnen ja fast vom Körper und wenn jetzt ein reicher und hochgestellter Herr käme und um Sie anhielte — —“

„Still, sprich nicht davon! Wer würde sich um einen solchen Aschenbrödel kümmern und doch — habe ich nicht ein Recht, eine vornehme Dame zu werden, bin ich nicht die Erbin eines unermeßlichen Vermögens und wenn ich gute Kleider besäße, nun, ich würde gegen andere junge Mädchen gewiß nicht abstechen!“

Hierin hatte Sabine Recht. Sie war von der Natur durchaus nicht stiefmütterlich ausgestattet worden und trotz ihrer jetzigen hohlen Augen und bleichen Wangen hätte es nur eines Monats der Pflege bedurft, um die Jugendfrische wieder herzustellen. Auch ihr Herz war erst nach dem Tode ihrer Mutter so verbittert worden, früher hatte man sie als ein Kind von sanftem Herzen und großer Nachgiebigkeit gekannt. Gabriel, dem sie als ihren Leidensgefährten stets freundlich entgegengetreten war, fühlte deshalb eine aufrichtige Verehrung für sie und auch jetzt stand er im Begriff, auf die so eben gemachten Bemerkungen etwas Tröstliches zu sagen, als sich plötzlich die kreischende Stimme des Geizhalses vom oberen Stock vernehmen ließ.

„Gott weiß, was er wieder hat,“ brummte der Junge, und erhob sich zögernd.

Indem erschien der alte Mann selbst auf der Schwelle der Küchenthüre.

„Du hast mich um zwei Pfennige betrogen, Gabriel,“ schrie er und zog dabei ein jämmerliches Gesicht, „gieb die zwei Pfennige heraus, oder ich klage Dich der Unterschlagung an und Du sollst dann sehen, wie es Dir geht!“

„Macht was Ihr wollt," entgegnete der Knabe, verächtlich mit den Achseln zuckend, „je eher ich von hier fortkomme, desto lieber ist es mir, aber meinen ehrlichen Namen dürft Ihr alter Filz nicht angreifen, denn das ist das Einzige, was ich besitze und der soll mir künftig durch die Welt helfen."

„Wie," rief Josua erbost, „Du wagst es, Deinen Brodherrn, welcher Dir Kleidung, Kost und Lohn giebt, einen alten Filz zu schimpfen!"

„Geht doch mit Eurer Kleidung und Eurer Kost," entgegnete Gabriel wegwerfend, „und vom Lohn ist erst gar nicht die Rede! Und wenn Ihr wissen wollt, weshalb ich bisher hier ausgehalten habe, so sage ich Euch, es geschah Eurer Tochter wegen, mit der ich Mitleid fühle und die Ihr — zu Eurer Schande sei es gesagt — ebenfalls halb verhungern laßt!"

„Sie ist mit Dir gegen mich im Complot, ja ich weiß es ganz bestimmt, Ihr trachtet Beide mir nach dem Leben," schrie Josua jetzt von Neuem, „Ihr wollt mich berauben, aber es wird Euch nicht gelingen, denn ich bin wachsam und habe meine Maßregeln gegen Diebe getroffen."

„Aber Vater, schämen Sie sich denn nicht?" bemerkte Sabine vorwurfsvoll, mit einem kalten Blick. „Sehen Sie mich an, bin ich nicht eine Jammergestalt, gehe ich nicht fast in Lumpen? Und Sie wollen noch von Stehlen sprechen? Ist es Einer, der stiehlt, so sind Sie es selbst, denn Sie bestehlen sich um Ihre eigene Ehre und um die Achtung der Menschen."

„Was gehen mich die Menschen an," kreischte der Wucherer, „sie sind Alle schlecht und sie möchten den

armen ehrlichen Josua an's Kreuz schlagen, blos weil er sein bischen Habe und Gut nicht verschwendet und sich für den Schweiß, welchen er vergießt, seine Procente zahlen läßt!" — Dann wendete er sich abermals an Gabriel und schrie von Neuem unter einer jämmerlichen Geberde:

„Du hast mich um zwei Pfennige betrogen, als ich Dich gestern nach dem Markt schickte — gieb mir die zwei Pfennige zurück, oder ich ziehe Dir dieselben von Deinem Lohn ab."

Wer weiß, wie weit diese Scene noch ausgesponnen worden wäre, wenn in diesem Augenblick nicht die rostige Klingel ertönt wäre, welche durch einen Draht mit dem außerhalb der Thüre angebrachten Schellenzuge in Verbindung stand.

„Geh' und sieh, wer da ist," rief Josua aufhorchend, seinem Lehrling zu, „und hörst Du, sei vorsichtig und lasse Niemand herein, den Du nicht kennst."

Gabriel trat an eine kleine, einer Schießscharte ähnliche Oeffnung, lugte hinaus, und sagte nach einer Minute:

„Es ist der Advokat Strubs, der draußen steht, ich habe ihn ganz deutlich erkannt."

Sogleich heiterte sich das mit Runzeln bedeckte Gesicht des alten Josua auf. Strubs war der einzige Mensch, dem er vertraute und welchem er Zutritt in sein Arbeitszimmer gestattete. Zugleich wußte er, daß, wenn der Sachwalter kam, es sich um den Abschluß eines Geschäfts handelte, bei dem ihm ein bedeutender Gewinn in Aussicht stand. Er hatte übrigens sein

Haus so eingerichtet, daß es einer wahren Festung glich. Aus der Mitte der zum obern Stock führenden Treppe konnten durch eine künstliche Vorrichtung vier Stufen zurückgeschoben werden, so daß also Jemand, der in der Nacht zu ihm zu dringen versuchte, unfehlbar durch diese Oeffnung stürzen und sich auf dem mit Ziegelsteinen ausgelegten Hausflur die Glieder zerschmettern mußte; der innere Eingang zu seinem Cabinet war aber auch wieder durch ein starkes eisernes Gitter verwahrt, welches nach Belieben herabgelassen und emporgeschoben werden konnte, und endlich lauerte im Hintergrunde des kleinen Gemachs der Geizige selbst wie eine Kreuzspinne hinter einem zweiten ähnlichen Verschlage, und dort pflegte er diejenigen Personen zu empfangen, denen er Vertrauen genug schenkte, um persönlich mit ihnen zu verkehren.

Eilig hatte sich Josua nach seinem Bureau zurückgezogen, ohne freilich irgend eine Ahnung davon zu haben, daß mit Strubs zugleich der Freiherr von Bartenstein sein Haus betreten hatte und unten im Erdgeschoß weilte, um mit Sabine ein Gespräch anzuknüpfen und dieselbe für seine Absichten zu gewinnen. Von Person war ihr derselbe schon von früheren Gelegenheiten her bekannt, und im Stillen fühlte sie sich geschmeichelt, daß ein so vornehmer Herr es der Mühe werth hielt, ihr, die von aller Welt vernachlässigt wurde, seine Aufmerksamkeit zu widmen und sich achtungsvollst vor ihr zu verbeugen.

„Nun, alter Josua, wie geht es?“ rief der Advokat, als er mit dem ihm eigenen cynischen Lächeln vor den Wucherer trat.

„Jämmerlich schlecht," lamentirte dieser, „und wenn es nicht bald besser wird, so muß ich elendiglich zu Grunde gehen."

„Nun, dann komme ich ja gerade zur rechten Zeit, um Euch vor dem Ertrinken zu retten," bemerkte der Sachwalter. „Ich habe für Euch ein Geschäft in Aussicht, welches Euch sicher einige tausend Thaler abwerfen wird."

Die Augen des Geizigen flackerten gierig auf. „Ist es aber auch sicher?" fragte er mißtrauisch.

„Sicher? — Was versteht Ihr darunter?"

„Nun, ich meine das Pfand. Sie wissen, ich leihe nur auf Hypothek."

„Darüber könnt Ihr beruhigt sein, es ist ein pikfeines Geschäft."

„Um welche Summe handelt es sich denn?"

„Um zehntausend Thaler. Eine Kleinigkeit für Euch, Josua."

„Zehntausend Thaler! Ich werde sie mir zusammenborgen müssen, denn ich selbst besitze sie nicht."

„Macht das, wie Ihr wollt," bemerkte der Advokat kurz, „nur die Freundschaft bewog mich, zuerst zu Euch zu kommen. Gefällt Euch aber die Sache nicht, so wende ich mich an den alten Ezechiel, der wird mit Freuden darauf eingehen."

„Der alte Ezechiel ist ein Lump," rief voll Neid der Geizhals, „und ehe ich ihm einen Gewinn zukommen lasse, will ich es selbst riskiren."

„Daran werdet Ihr', wie ich glaube, auch sehr wohl thun, denn es sind zweitausend Thaler zu profitiren."

„Wer ist es aber, der eine so große Summe verlangt?“ fragte der Alte.

„Eine Dame, deren Finanzen in bester Ordnung sind und die nur aus Gefälligkeit für einen Anderen dieses Capital aufnehmen will.“

„Nennt mir sie.“

„Nun, Ihr kennt ja die Gräfin von Plankenburg. Ihr werdet zugeben, daß für das große Gut, welches sie besitzt, die hier genannte Summe eine Kleinigkeit ist.“

„Allerdings. Ihr Besitzthum ist schuldenfrei, das weiß ich. Für wen hat sie denn das Geld bestimmt.“

„Nun, es ist gerade kein Geheimniß. Für ihren Stiefsohn, den Freiherrn von Bartenstein.“

Josua zog ein Gesicht, als wenn ihn ein giftiges Insect gestochen hätte.

„Nun, was giebts?“ fragt der Advokat.

„Nichts. Mir kann es übrigens auch gleich sein, an wen die Gräfin ihr Geld fortwirft. Aber fortgeworfen ist es bei einem solchen Verschwender und ich danke Gott, daß er nicht mein Schuldner ist.“

Strubs lachte innerlich. Die ganze Geschichte war ja blos erfunden, um den Geizigen aus dem Hause zu locken und dem Baron die Gelegenheit zu geben, inzwischen seine Tochter mit aller Muße zu entführen.

„Was die Leute mit ihrem Gelde thun,“ sagte er, „geht uns nichts an und überdem, seit wann habt Ihr ein so zartes Gewissen?“ Der Baron erhält Vollmacht von seiner Stiefmutter, mit Euch zu verhandeln

und das Geld in Empfang zu nehmen, natürlich werde ich auch dabei sein, um den notariellen Act anzufertigen."

„Wo soll denn die Zusammenkunft stattfinden?"

„In dem Wirthshause auf der Haide."

„Lieb wäre es mir," bemerkte Josua etwas mißtrauisch, „wenn das Geschäft anderwärts abgemacht werden könnte. Der Ort liegt mir etwas einsam."

„Der Baron liebt aber die Bequemlichkeit und deshalb werdet Ihr Euch seinen Wünschen schon fügen müssen."

„Nun, so mag es drum sein. Ist der Tag schon bestimmt?"

„Ich werde Euch noch nähere Nachricht zukommen lassen."

Strubs zog das Gespräch absichtlich noch etwas in die Länge, um Herrn von Bartenstein Zeit zu lassen, sich mit Sabine auszusprechen.

Als er aber bemerkte, daß der Geizige unruhig wurde, und daß das diesem angeborne Mißtrauen erwachte, empfahl er sich. Er wußte, daß ihn Josua nicht begleiten würde, denn dieser hatte stets die Gewohnheit, nach jedem Besuch, den er empfing, alle Winkel zu durchstöbern, um sich zu überzeugen, daß er auch nicht bestohlen worden sei. Bevor beide Herren indessen wieder das Haus verlassen, halten wir uns für verpflichtet, den Lesern mitzutheilen, was inzwischen unten in der Küche vorgefallen war.

Der Baron hatte sich mit jener Gewandtheit und Feinheit, deren glatte Form ihm sehr wohl bekannt

war, vor Sabine verbeugt, als er dieser von Strubs unter seinen vollen Titeln und Würden vorgestellt worden war. Das arme Mädchen erröthete tief, einerseits zwar geschmeichelt durch die achtungsvolle Begrüßung eines so vornehmen Herren, andererseits aber auch wieder bis zum äußersten gedemüthigt durch das Bewußtsein, in einem solchen ärmlichen abgenutzten Anzug vor diesem erscheinen zu müssen. Der ganze Groll gegen ihren Vater, dessen schmutziger Geiz sie dieser Beschämung preisgab, erwachte von Neuem in ihr und hier um so mehr, wenn sie bedachte, welche Stellung sie vermöge ihres Reichthums und ihrer sonst guten Geburt in der Gesellschaft einzunehmen berechtigt gewesen wäre. So lange ihre Mutter lebte, hatte sie eine gute Schule besucht und nichts war in ihrer Erziehung vernachläßigt worden, so daß sie also vollkommen im Stande war, eine feinere Unterhaltung zu führen. Mit großer Klugheit half ihr indessen Herr von Bartenstein über die ersten Verlegenheiten hinweg, indem er einerseits that, als bemerke er ihr dürftiges Aeußere gar nicht, während er es andererseits an einer ausgezeichneten Höflichkeit nicht fehlen ließ, welche unter den obwaltenden Verhältnissen einen doppelt tiefen Eindruck auf das junge Mädchen machte. Vermittelst eines blanken Thalers, den er Gabriel in die Hand drückte, hatte er gleich Anfangs die Entfernung des ihm lästigen Lehrlings zu bewerkstelligen gewußt, denn dieser, welcher noch nie im Besitz einer solchen Summe gewesen war, entfernte sich sofort, als er aus den Augen seiner jungen Herrin deren Zustimmung hierzu herausgelesen hatte. Nun

ging der Freiherr mit großer Kühnheit auf sein Ziel los, denn er wußte, daß ihm die Zeit zur Erreichung seiner Absichten nur kurz gemessen war.

„Wenn ich die Wahrheit gestehen soll," begann er mit einem entgegenkommenden Lächeln, „so kam ich mit einer tiefen Regung des Mitleids hierher, denn ich kannte die traurige Lage, in welche das grausame Verfahren Ihres Vaters Sie versetzt hat, aber nun, da ich Sie persönlich kennen gelernt habe, verlasse ich Sie nicht blos mit einem hohen Gefühl der Achtung, sondern auch mit dem innigen Wunsche, daß auch bei Ihnen mehr als eine oberflächliche Erinnerung für mich zurückbleiben möge."

Sabine verneigte sich abermals mit tiefem Erröthen; solche Worte der Hochachtung waren ihr bisher noch nie gesagt worden.

„Jedenfalls," fuhr Herr von Bartenstein fort, „haben Sie ein Recht, die Ihnen gebührende Stellung in der Welt einzunehmen."

„O, mein Herr," erwiderte die Tochter des Geizigen mit thränenumflorten Augen, „Sie sehen wohl, wie ich leide und daß ich moralisch dem Untergange bestimmt bin."

„Wenn sich nun aber ein Retter für Sie fände?"

„Wo sollte der wohl herkommen."

„Sabine," fuhr Herr von Bartenstein fort, indem er dabei die Hand des jungen Mädchens ergriff und ihr mit geheuchelter Gutherzigkeit in's Auge blickte — „Sabine, vermöchten Sie wohl Vertrauen zu mir fassen?"

„O wohl!“ lautete die mit zitternder Stimme abgegebene Antwort.

„Auch für das ganze Leben?“

Eine neue Zukunft erschloß sich plötzlich den Blicken des armen, bisher so arg gemißhandelten Kindes. Für das ganze Leben? — Was bedeutete dies? — Sie wagte den Sinn dieser Worte nicht weiter zu verfolgen.

„Nun?“ fragte der Freiherr in einem noch einschmeichelnderen Tone.

Sabine hob jetzt den Kopf, blickte den Fragesteller erröthend an und erwiderte:

„Der Sinn Ihrer Worte ist für mich zu räthselhaft, als daß ich Ihnen eine Antwort darauf zu geben vermöchte.“

„Ueberraschend mögen dieselben für Sie sein,“ bemerkte Herr von Bartenstein, „aber ihre Deutung dürfte Ihnen doch unmöglich schwer fallen, und für die Redlichkeit meiner Absichten kann ich Ihnen einen Bürgen stellen; der Advokat Strubs, welcher Ihnen ja zur Genüge bekannt ist, wird dieselben bestätigen.“

Noch immer stand das junge Mädchen sinnend da.

„Fühlen Sie denn nicht das Verlangen, dieses Haus zu verlassen und sich der schmählichen Fesseln, welche Sie tragen, zu entledigen?“ fragte der Freiherr weiter.

Bei dieser Bemerkung erwachte plötzlich der ganze Haß Sabinens gegen ihren Vater; alles, was sie durch ihn entbehrt und gelitten, trat vor ihre Seele und mit vor Zorn aufflammenden Augen erwiderte sie:

„Glauben Sie denn, daß ich auch nur einen Augenblick Bedenken tragen würde, dieser Hölle den Rücken zu kehren, wenn es auf irgend eine anständige Weise geschehen könnte?"

„Nun, wenn sich nun ein redlicher Mann fände, welcher bereit wäre, Sie an den Altar zu führen?"

Das war zu deutlich gesprochen, um mißverstanden zu werden. Die Brust Sabinens hob sich. Frei, geehrt und geachtet — sie war ja reich genug, um einen solchen Antrag für möglich zu halten.

„Dieser Mann bin ich," fuhr der Baron fort, „und mit tausend Eiden schwöre ich es Ihnen, daß Sie an meiner Hand glücklich sein sollen. Freilich wird es von Ihrer Seite hierzu eines heroischen Entschlusses bedürfen."

„O, an Muth gebricht es mir nicht," platzte das junge Mädchen heraus.

„Sie werden einsehen, daß die Einwilligung Ihres Vaters nie zu erlangen sein wird."

„Nein! Sein Herz ist von Stein; er opfert mich seinem Götzen, dem Geiz."

„Sie müssen also mit mir entfliehen."

Sabine zuckte zusammen.

„Was thut das," bemerkte unser Bekannter, „wenn Sie drei Stunden darauf die Baronin von Bartenstein sind."

In diesem Augenblick hörte man Strubs Stimme, welcher Josua verließ.

„Ueberlegen Sie!" rief der Freiherr, „und wann kann ich mir die Antwort holen?"

Sabine zögerte.

„Spielen Sie nicht mit Ihrem Glück," drängte Bartenstein. „Bestimmen Sie den Tag und die Stunde unseres Wiedersehens."

„Nun denn, übermorgen des Abends um neun Uhr, wenn der Vater zu Bett ist."

Verwirrt und mit schuldbewußtem Gesicht entfernte sich die Tochter des alten Josua rasch unter einer kurzen Verbeugung, während der Baron ihr triumphirend nachblickte.

„Nun, wie weit kamen Sie mit ihr?" fragte der Advokat mit seinem gewöhnlichen cynischen Grinsen.

„Das Vögelchen sitzt in der Schlinge, die Schätze der alten Kreuzspinne sind mein."

„Dann gratulire ich Ihnen; ich denke, wir können zufrieden sein, solche Geschäfte macht man nicht alle Tage."

Beide verließen das unheimliche Haus, während der Geizhals, nichts Schlimmes ahnend, sich oben an seinem Gelde weidete. — —

Watt hatte sich seit der Flucht seiner Frau im verstärkten Maße dem Trunke ergeben. Er war auch zu wiederholten Malen in der Gesellschaft eines verdächtigen Subjectes gesehen worden, welches sich seit einiger Zeit in der Gegend umhertrieb. Der Waldhüter leugnete zwar, hierüber zur Rede gestellt, seine Bekanntschaft mit dem Strolche, es gab aber Leute, welche mit Bestimmtheit behaupteten, den Letzteren zu verschiedenen Malen bei Nachtzeit die Behausung desselben betreten gesehen zu haben. Man flüsterte sich

allerhand in die Ohren, wobei über die Vergangenheit Watts eben kein günstiges Urtheil gefällt wurde; da man aber wußte, daß Herr von Bartenstein ihn beschützte, überdem gegen ihn auch keine besonderen Thatsachen vorlagen, so begnügte man sich damit, hinter seinem Rücken Vermuthungen laut werden zu lassen, die man eben nicht offen auszusprechen wagte.

In einer Nacht, in welcher es regnete und stürmte, klopfte der verdächtige Mensch abermals an das Fenster des Waldhüters.

„Was giebt es?“ knurrte dieser, obgleich er recht gut wußte, wer Einlaß begehrte.

„Mache auf Caspar! Teufel, glaubst Du denn, daß es ein Vergnügen ist, in solch' einem Wetter bis auf die Haut naß zu werden?“

„Du wirst noch so lange machen, bis man Verdacht schöpft,“ brummte unser Bekannter, schob aber doch den Riegel zurück.

Der Eintretende war ein untersetzter, stämmiger Kerl mit einem ausgeprägten Galgengesicht.

„Hole vor allen Dingen erst einmal die Schnapsflasche hervor,“ sagte er, sich schüttelnd. „Nun, Camerad, ich glaube gar, Du wirst widerspänstig? — scheint Dir ja verdammt schwer zu fallen, einem alten Freunde einen Schluck zu reichen.“

„Durchaus nicht,“ murmelte Caspar und setzte das Begehrte auf den Tisch, „aber lieb wäre es mir, wenn Du bei Deinen Besuchen etwas vorsichtiger zu Werke gingest, denn die Leute hier sind mir nicht grün und je weniger sie uns beisammen sehen, desto besser.

„Unbeschadet unserer Freundschaft, Bruderherz. Ist es nicht so?“

„Natürlich. Darüber haben wir uns ja schon ausgesprochen.“

„Hast auch Deine guten Gründe dazu. Als wir noch zusammen im Walde pirschten . . . Na, über die Geschichte ist ja längst Gras gewachsen, aber ich stand ja nur dreißig Schritte von Dir, als Du den Förster niederschossest.

„Halte Deinen Mund!“ rief Watt und warf dem Sprecher einen grimmigen Blick zu.

„Na, beruhige Dich nur, es war nicht so böse gemeint. Hier thue mir Bescheid — ich kenne Dich, Du hast Dir vorher immer erst Courage trinken müssen, wenn es an's Geschäft gehen sollte, und ein Geschäft giebt's, denn deswegen bin ich eben hier.“

Caspar horchte hoch auf, während er sein Glas mit einem Zuge leerte.

„Lass' hören,“ sagte er, denn unwillkürlich erwachte seine alte Raubluft.

„Nun, Du kennst doch drüben das Wirthshaus, auf der Haide?

„Was giebt's dort?“ fragte Watt, den Kopf emporrichtend.

„Ein Gast ist heute daselbst eingekehrt, der es schon der Mühe werth ist, daß man ihm die Federn rupft.“

„Still! sprich leise! wen meinst Du?“

„Ei, wen Anders, als den alten Josua, den Geizhals. — Ich sah ihn selbst eintreten, den schäbigen

Burschen und ich wette, daß er eine hübsche Summe bei sich führt."

„Jedenfalls. Aber wie kommen wir ihm bei, er ist verdammt vorsichtig."

„Dafür lass' mich sorgen. Er wird doch die ganze Nacht nicht wachen, und Niemand versteht es besser, eine Fensterscheibe ohne Geräusch einzudrücken, als Du."

Der Forsthüter kämpfte unentschlossen mit sich. „Es ist mir fast zu gefährlich," murmelte er.

„So geh' zum Teufel, Du feige Memme," rief der Andere. „Hast Dich doch sonst vor einem Einbruch nicht gescheut. Ein Geldgeschäft ist es sicher, was die alte Nachteule, der Jensen, abzumachen hat, und ich wette, daß er eine gute Anzahl Banknoten bei sich führt."

„Wie lange haben wir noch Zeit?"

„Um Mitternacht brechen wir auf; es ist eine Arbeit von einer halben Stunde."

„Gut. Macht der alte Geizhals Lärm, so würgen wir ihm die Kehle zu."

„Ein Griff von meiner Hand und die Lust zum Schreien wird ihm vergehen," grinste der Vagabunde, den Arm erhebend und mordgierig seine fünf Finger ausspannend.

Caspar stürzte ein neues Glas Branntwein hinunter. „So! nun fange ich an warm zu werden; hole der Teufel den alten Josua!"

„So mache Dich fertig."

Watt begab sich in das Nebenzimmer, kehrte aber schon zehn Minuten darauf zurück. Er trug jetzt

einen alten zerlumpten blauen Kittel, und sein Gesicht war bis zur Unkenntlichkeit geschwärzt.

„So gefällst Du mir,“ rief sein Spießgesell, „denn ich sehe, daß Du das alte Handwerk noch nicht vergessen hast.“

So verdorben und schlecht der Waldhüter auch war, so regte sich bei ihm doch in diesem Augenblick noch einmal das Gewissen. Er dachte an seinen Schutzgeist, an Susanne, und unwillkürlich murmelte er:

„Wäre sie bei mir geblieben, ich glaube, ich hätte es nicht gethan.“ Aber schon stand er mit seinem Gefährten im Freien und unmittelbar darauf schritten Beide vorsichtig über die mit Nebel bedeckte Haide.

„Reiche mir noch einmal die Flasche,“ bemerkte Watt.

„Nein,“ entgegnete der Andere, „wenn man so Etwas thut, wie wir zu thun im Begriff stehen, muß man seine fünf Sinne beisammen halten und nöthigenfalls auch schnell auf den Beinen fortkönnen.“

Der alte Josua war mit einem mürrischen, verdrießlichen Gesicht im Haidekrug eingekehrt. Man kannte ihn dort schon von früheren Gelegenheiten und machte mit ihm wenige Umstände, da man wußte, daß bei dem Geizhals nichts herauszuschlagen war und er jedesmal selbst um den niedrigen Preis des Schlafgeldes noch feilschte. Ohne daher besondere Notiz von ihm zu nehmen, wies man ihm ein kleines Zimmer an, und kümmerte sich nicht weiter um ihn. Mißtrauisch wie er war, durchsuchte er jeden Winkel, leuchtete mit dem Licht unter das Bett, klopfte schließlich an die

Wände, um sich zu überzeugen, daß auch keine heimliche Thüre angebracht sei. Als er hierüber beruhigt war, langte er ein Stück grobes trockenes Brod hervor, schenkte sich ein Glas Wasser ein und begann mit anscheinend gutem Appetit in dieser Weise sein Abendbrod zu verzehren. Es war aber schon spät und die Reise hatte den alten Mann ermüdet, er fühlte also das Bedürfniß, sich zur Ruhe zu begeben. Bevor er jedoch seine Schlafstätte suchte, sicherte er sich gegen einen möglichen Ueberfall noch durch eine besondere Vorrichtung. Er band sich eine Schnur um das rechte Handgelenk, an welcher eine Schelle hing, während er das andere Ende des Bindfadens mit dem Fenster so in Verbindung brachte, daß, wenn dasselbe geöffnet wurde, die kleine Glocke nothwendig Lärm machen und er selbst aufgerüttelt werden mußte. Nachdem er diese sinnreiche Einrichtung getroffen, legte er einen Revolver auf den vor dem Bett stehenden Tisch, schob seine Brieftasche unter das Kopfkissen und hüllte sich, auf diese Weise einigermaßen beruhigt, in die Bettdecke. Der Schlaf des Geizigen war ein sehr unruhiger und mehrere Mal griff er mechanisch nach der in seiner Nähe liegenden Waffe. Er bedauerte jetzt, das Nachtlicht nicht brennen gelassen zu haben, wovon er nur durch die Furcht abgehalten worden war, dafür etwas bezahlen zu müssen. Schließlich übermannte ihn doch die Müdigkeit und die leisen regelmäßigen Athemzüge deuteten seinen ziemlich festen Schlaf an.

Es war Ein Uhr, als Watt mit seinem Spießgesellen vor dem einsam gelegenen Hause anlangte.

Eine finstere Nacht begünstigte ihr Unternehmen. Beide kannten die Localitäten genau und wußten, daß oben nur ein Gastzimmer vorhanden war, sie konnten daher nicht fehlen. Wie es auf dem Lande meist zu sein pflegt, standen allerhand Ackergeräthe umher, darunter auch eine Leiter. Caspars Gefährte gab diesem einen Wink, dieselbe herbeizuholen.

„Du mußt hinauf und die Scheibe eindrücken," flüsterte er.

Unser Bekannter ließ ein leises Knurren hören.

„Mache keine Umstände und zeige, daß Du noch etwas vom Handwerk verstehst. Ich folge Dir auf dem Fuße nach."

„Hast Du Pechpflaster?"

„Freilich. Der Alte darf nicht schreien, ich werde ihm damit ein Schloß vor den Mund legen."

Behutsam kletterten Beide die Sprossen hinauf. Oben angekommen, horchten sie. Alles war still, nichts regte sich im Zimmer. Im nächsten Augenblick steckte der Waldhüter den Arm durch die geräuschlos zertrümmerte Scheibe und schob den Fensterriegel zurück.

„Nun frisch hinein," flüsterte sein Genosse, „in zehn Minuten ist die Sache abgemacht."

Bereits steckte Watt den Kopf und die Schultern in das Gemach, als der verrätherische Ton der Schelle laut wurde. Beide Strolche stutzten. Aber schon war auch Jensen aus seinem Schlafe erwacht, und zwei dunkle Gestalten am Fenster erblickend, ahnte er sogleich, um was es sich handelte. Es mangelte ihm nicht an Muth und wenn es darauf ankam, seine Schätze zu

vertheidigen, kannte er keine Gefahr. Mit einer Elasticität, die man seinem Alter kaum zutrauen durfte, war er aus dem Bett, im nächsten Augenblick hatte er nach dem Revolver gegriffen und unter dem Rufe: „Diebe! — Mörder!“ feuerte die Waffe auf's geradewohl ab.

Getroffen war freilich von den zwei Einbrechern keiner, aber der Schuß hatte doch seine Wirkung gethan. So behende, wie es die Finsterniß erlaubte, suchten sie zur Erde zu gelangen, um das Weite zu gewinnen. Watts Spießgesell gelang solches auch, dieser selbst aber glitt in der Hast aus und stürzte zur Erde. Als er sich wieder aufrichten wollte, faßte ihn eine kräftige Faust beim Kragen und wie er bestürzt emporsah, blickte er in das grinsende Gesicht des Advokaten.

„Gut herausgeputzt, alter Freund,“ lachte dieser, indem er den sich Sträubenden noch immer festhielt, „nun sehe ich doch, daß das Reisen bei Nacht auch sein Gutes hat — fatal, sehr fatal, nicht wahr, daß mich der Zufall gerade jetzt hierher führen mußte?“

„Herr,“ stöhnte der Waldhüter, indem er sich dabei wie ein Wurm krümmte, „Herr, macht mich nicht unglücklich! Verlangt von mir, was Ihr wollt, aber laßt mich laufen!“

„Sicher seid Ihr mir immer,“ bemerkte Strubs schadenfroh, „denn jeden Augenblick liegt es in meiner Macht, Euch wegen Einbruch anzuklagen. Doch da Ihr Euch so gut auf's Einsteigen versteht, so könnte ich Euch am Ende in einer gewissen Sache verwenden und damit wäre dann die fatale Geschichte dieser Nacht ausgeglichen.“

„Ich will Alles thun, was Sie verlangen,“ sagte Watt, „nur lassen Sie mich laufen.“

„Es handelt sich um einen Brief des verstorbenen Gemahls der Gräfin, in dessen Besitz sich der Hausmeister derselben, der alte Bruns befindet. Ihr müßt ihn für mich stehlen.“

„Gut, ich werde es thun.“

Indem erschien Josua am Fenster und schrie aus Leibeskräften:

„Haltet die Kerle fest — bindet ihnen die Hände auf den Rücken — schießt ihnen eine Kugel durch das diebische Herz! . .“

„Lauft zum Kukuk,“ flüsterte der Sachwalter, sein Opfer loslassend — „dieser Tage kommt zu mir, ich werde Euch Eure Instructionen ertheilen,“ und während sich Caspar dies nicht zweimal sagen ließ und in der Finsterniß verschwand, wendete sich Strubs zu dem Geizhals und sagte:

„Haltet endlich Euren Schnabel, Ihr alter Rabe, denn bereits ist das ganze Haus in Bewegung. Was giebt es denn, daß Ihr wie ein Zahnbrecher in die Nacht hinein schreit?“

„Wer seid Ihr?“ fragte Josua.

„Nun erkennt Ihr denn meine Stimme nicht? Ich bin Strubs, Euer Freund Strubs — wird Euch das genügen?“

„Kommt herauf! Die Pest über die Galgenvögel! Ich werde eine Klage auf Schadenersatz gegen den Wirth anstrengen.“

„Ihr seid ein alter Narr," lachte der Advokat und stieg die Treppe hinauf. „Nun Josua," fuhr er fort, als er diesem jetzt gegenüber stand und die Schnur mit der Glocke betrachtete — „kunstvoll genug war Eure Vorrichtung und ich sehe, man kann wirklich von Euch noch Etwas lernen."

Dieser war sehr übler Laune. „Die Gräfin muß es mir bezahlen! Die Gräfin muß es mir bezahlen, was ich an meiner Gesundheit Schaden gelitten!" rief er, „ich mache das Geschäft jetzt nicht unter fünfzig Procent."

„Nun, wir wollen sehen; vorläufig könnt Ihr Euch wieder zu Bett legen, denn die Gefahr ist jetzt vorüber."

„Wißt Ihr das genau?" bemerkte mißtrauisch der Geizige. „Nein, der Gebrannte scheut das Feuer und ich halte es für besser, auch noch weiter auf meiner Hut zu sein."

Damit kleidete er sich vollends an und setzte sich dann, den Revolver in der Hand, an's Fenster, indem er in die Nacht hinein spähte.

„Macht, was Ihr wollt," sagte der Advokat, „ich bedarf der Ruhe. Laßt Euch also nicht die Zeit lang werden, Freund Josua. Morgen gehen wir an's Geschäft und ich denke, Ihr werdet damit zufrieden sein."

Am anderen Tage warteten jedoch Strubs und Jensen vergebens auf das Erscheinen des Herrn von Bartenstein. Der Advokat lachte innerlich, denn er wußte ja, daß der Geizige blos aus dem Grund hierher gelockt worden war, um dem Freiherrn Zeit zu geben,

seine Pläne auszuführen. Nach Kräften suchte er die Ungeduld Josuas zu zügeln und dessen Aufenthalt nach Möglichkeit zu verlängern. Als dieser sich nicht mehr halten lassen wollte, bemerkte er trocken:

„Ich glaube nun auch selbst, daß der Baron nicht mehr kommen wird; Ihr werdet also am besten thun, vorläufig wieder in die Stadt zurückzukehren."

„Und wer bezahlt mir meine Reisekosten?" rief der Geizhals. „Ich werde dem Freiherrn eine Rechnung zusenden und er soll sie mir bezahlen, ja bei Gott, er soll sie mir bezahlen, wenn es noch Gerechtigkeit im Lande giebt!"

„Thut das," erwiderte der Advokat spöttisch, „setzt Euch mit dem Baron auseinander; ich denke, das wird das Beste sein."

Brummend verließ Jensen das Wirthshaus, während ihm Strubs mit einem höhnischen Lächeln nachblickte.

Sechstes Capitel.

Die Entführung.

Der Baron befand sich bei Adolphine auf der Villa. Im Laufe der Zeit hatte dieselbe ihren Einfluß so zu befestigen gewußt, daß sich Herr von Bartenstein vollständig von ihr leiten ließ. Fesselte ihn schon das Aeußere des schönen üppigen Weibes, so mußte er auch dessen geistige Ueberlegenheit anerkennen. Ohne Herz und Gemüth, ja wenn es sein mußte, erbarmungslos grausam, ließ sie nur ihren kalten Verstand walten und

wußte dabei vortrefflich ihre Interessen zu wahren. In vielen Fällen, wo sich der Freiherr nicht mehr Rath gewußt hatte, war sie es gewesen, welche ihm einen vortheilhaften Ausweg gezeigt hatte. Sie kannte recht gut seine zerrüttete finanzielle Lage, aber sie war klug genug, hierüber keinen Mißmuth zu zeigen und ließ sich sogar einige Einschränkungen gefallen, allein dies that sie nicht, weil ihr Gefühl sie dazu antrieb, dem Manne, welcher für sie sorgte, einige Opfer zu bringen, sondern weil die Klugheit ihr rieth, nicht eher mit demselben zu brechen, bis sein völliger Bankerott unzweifelhaft sei. Galt Herr von Bartenstein doch noch immer als der künftige Erbe der Gräfin und bisher hatte er auch die Mittel zu ihrem kostspieligen Unterhalt aufzutreiben gewußt. In der letzten Zeit waren dieselben allerdings nur spärlich geflossen und im Stillen hatte Adolphine bereits mitunter die Frage in Betracht gezogen, ob sie sich nicht nach einem anderen Beschützer umsehen sollte, bevor ihre Reize die nöthige Anziehungskraft verlören.

Um diese Zeit war ihr von dem Freiherrn eine Eröffnung gemacht worden, in welcher sie neue Aussichten für die Zukunft erblickte.

„Sie haben mir, theure Adolphine," sagte dieser eines Tages, „so viele Beweise der Zuneigung gegeben und so viele Opfer gebracht, daß ich wohl berechtigt bin, ein neues von Ihnen zu beanspruchen, besonders da darin für mich das einzige Mittel liegt, für Ihre Zukunft so zu sorgen, wie Sie es verdienen."

Die Dame horchte hoch auf.

„An meiner Bereitwilligkeit dürfen sie nicht zweifeln, sprechen Sie also.“

„Nun, was würden Sie dazu sagen, wenn ich mich zu einer Heirath entschlösse?“

Diese Erklärung war doch etwas überraschend.

„Haben Sie auch nicht vergessen, daß eine Verschreibung von Ihnen über zwanzigtausend Thaler, in meinem Pult liegt, die freilich noch nicht realisirt ist?“ lautete die etwas scharfe Antwort.

„Keineswegs. Aber eben durch die Comödie meiner Vermählung erhalte ich die Mittel, meine Dankbarkeit gegen Sie abzutragen.

„Eine Comödie nennen Sie einen solchen Act? Nun in Wahrheit, ich bin auf Ihre weiteren Mittheilungen neugierig.“

Der Baron erzählte jetzt, was er in Bezug auf Sabine mit Strubs verabredet hatte und das Gesicht Adolphinens heiterte sich wieder auf. Sie begriff, daß Herr von Bartenstein ein so einfaches Mädchen, welches von den Gebräuchen der Welt nichts kannte, bald überdrüssig werden mußte und daß sie von derselben nichts zu befürchten habe, daß sie dagegen aus den Reichthümern, welche Sabine einst zufielen, die erwünschten Vortheile ziehen konnte.

Sie reichte daher dem Baron mit einem entgegenkommenden Lächeln die Hand und erwiderte:

„Unter diesen Umständen kann ich Ihnen nur rathen, die sich Ihnen darbietende Gelegenheit zu ergreifen, denn wir werden Beide daraus Vortheil ziehen.“

„Und es regt sich bei Ihnen keine Spur von Eifersucht."

Die Dame zuckte mit Selbstbewußtsein die Achseln. „Hat sich denn Ihr Geschmack auf einmal so verschlechtert?"

„Sie haben Recht, Sie können mir durch Niemand ersetzt werden. Aber hier handelt es sich ja auch nur um des alten Josua Schätze. Das Mädchen ist nur das Mittel zum Zweck; ist dieser erreicht, so schiebt man es bei Seite. Wollen Sie unter diesen Bedingungen meine Verbündete sein?"

Adolphine schlug in die ihr dargebotene Hand. „Weshalb denn nicht, will das Gänschen auf den Leim gehen, so ist das seine Sache, zeigt es sich später eigensinnig, so giebt es ja Mittel, dasselbe zur Vernunft zu bringen."

Zwei finstere, Unheil verkündende Blitze schossen aus den Augen der Dame und diabolisch zuckte es um deren Mund. Der Freiherr aber, froh so leichten Kaufes davongekommen zu sein, küßte seiner Geliebten dankerfüllt die Hand und versicherte nochmals, daß er bei dieser Heirath ihr Wohl in erster Reihe im Auge halte.

Acht Tage waren nach dieser Unterredung verflossen, und wie wir den Lesern bereits im Eingang dieses Capitels mitgetheilt haben, befand sich Herr von Bartenstein bei Adolphine. Die Nacht war bereits ziemlich weit vorgerückt und die Menschen hatten sich meist schon in die Häuser zurückgezogen. Der Freiherr war mit einer gewissen Eleganz gekleidet, er hatte sogar eine weiße Binde angelegt.

„Das Kostüm steht Ihnen nicht übel," scherzte die Dame.

„Verteufelt bräutigamsmäßig, nicht wahr? Ein wahrer Carnevalsscherz, der mich zum Lachen zwingt."

„Und ich als Brautjungfer — das hat auch seine komische Seite."

„Und der würdige Strubs, der Alles anstiftete, als zweiter Zeuge. Ha, ha!"

„Und des alten Josua Leichenbitter-Gesicht, wenn er bei seiner Rückkehr das Nest leer findet."

„Gerade jetzt muß er in dem Wirthshaus auf der Haide angekommen sein. Nun, Strubs mag sehen, wie er mit ihm fertig wird."

„Aber ich denke derselbe soll bei der Trauung zugegen sein?"

„Das wird er auch. Er benutzt die Eisenbahn und legt den Weg in zwei Stunden zurück, während der Geizhals dazu einen Tag braucht."

Der Baron sah bei diesen Worten nach der Uhr. „Es wird Zeit, daß ich gehe," bemerkte er, „Sie werden also so freundlich sein und das Mädchen auf kurze Zeit hier aufnehmen?"

„Nun sie muß sich doch umkleiden, um bräutlich erscheinen zu können."

„Sobald dies geschehen, fahren wir direct nach meinem Gute, der Geistliche ist unterrichtet und wird uns in der Kirche erwarten."

Herr von Bartenstein entfernte sich. Adolphine aber warf sich auf die Ottomane, ballte die kleine Faust und rief:

„Diese Frau ist mir verfallen; ihre Vernichtung soll mein Werk sein!"

Als sich der Baron dem Hause des Geizigen näherte, sah er sich vorsichtig um und erst, nachdem er bemerkte, daß die Straße völlig menschenleer sei, trat er an die Thüre und setzte die rostige Klingel in Bewegung. Der kleine Gabriel, welcher Sabinens Vater ebenfalls haßte und verabscheute, war von der Letzteren in das Geheimniß eingeweiht worden und schadenfroh hatte er sich die Hände bei dem Gedanken gerieben, welche Verwünschungen und Flüche der alte Jensen ausstoßen würde, sobald er bei seiner Rückkehr die Flucht seines Kindes in Erfahrung brächte. Er selbst wollte ihm zuerst hiervon Mittheilung machen; das sollte, nach seiner Absicht, die Rache sein, welche er für jahrelange Mißhandlungen und Entbehrungen an seinem Peiniger zu nehmen gedachte. Sabine hatte ihm zudem einen Brief an ihren Oheim eingehändigt, in welchem sie diesem ihre Vermählung mit dem Freiherrn anzeigte und ihn bat, Gabriel Beschäftigung bei sich zu ertheilen. Dieser war also für den Entführungsplan vollständig gewonnen und als jetzt bei der Stille der Nacht in dem unheimlichen Hause der zitternde Ton der Glocke sich hören ließ, beeilte er sich, dem Baron die verschlossene Hausthüre zu öffnen.

„Ist Alles bereit?" fragte dieser, als er eingetreten war.

„Alles! Sie finden das Fräulein hinten im Zimmer."

Mehr mit dem Gesicht eines Einbrechers, welcher vor Begierde brennt, sich der von Josua angehäuften

Schätze zu bemächtigen, als mit der Miene eines zärtlichen Liebhabers, der das Verlangen hegt, die ihn erwartende Braut zu begrüßen, eilte er auf dem schmalen dunklen Gange vorwärts, nachdem er dem Lehrling den Auftrag gegeben, einen Fiaker herbeizuholen. Er war aber in der Verstellungskunst zu erfahren, um sein Antlitz nicht noch im richtigen Augenblick der Lage, in der er sich befand, anzupassen. Der Hohn verschwand aus seinen Zügen und eine zärtliche Theilnahme trat an dessen Stelle. So erschien er vor dem jungen Mädchen, welches ihn mit ängstlichen und verwirrten Blicken erwartete.

„Meine theure Sabine!" rief er, und ergriff deren Hand.

„O Gott, was stehe ich im Begriff zu thun!" seufzte diese.

„Muth!" flüsterte der Baron, „ich begreife, daß Ihnen ein solcher Schritt schwer fällt, aber Ihre Selbsterhaltung gebietet Ihnen denselben. Zudem gehen Sie ja einer glücklichen Zukunft entgegen und jedenfalls werden Sie eine geachtete Stellung in der Welt einnehmen."

„Werde ich mich hierin auch wirklich nicht täuschen, wird Ihre Liebe mir immer zur Seite stehen?"

„Ich schwöre Ihnen dies als Mann von Ehre. Gewiß, ich will nur Ihr Wohl. Sind Sie bereit?"

Ein leises „Ja!" drängte sich über die Lippen der Befragten, während Herr von Bartenstein Mühe hatte, ein spöttisches Lächeln zu unterdrücken.

„So kommen Sie!"

Zitternd ergriff Sabine den ihr dargebotenen Arm und krampfhaft klammerte sie sich an denselben, als suche sie in dem Augenblick, wo sie bei Nacht und Nebel heimlich das Haus ihres Vaters verlies, eine Stütze für die Zukunft. So traten Beide in's Freie. Vor dem Hause hielt bereits der Fiaker und Gabriel machte sich bereit, den Schlag des Fuhrwerks zu öffnen.

„Nach der Villa draußen vor dem Thore," rief der Baron dem Kutscher zu.

„Lebe wohl, Gabriel," sagte Susanne und reichte diesem die Hand, „lebe wohl, und wenn es mir gut geht, so sollst Du nicht vergessen werden, darauf kannst Du Dich verlassen."

„Gott segne Sie, Fräulein," rief der Leidensgefährte unserer Bekannten und preßte gleichzeitig seine Hand fest zusammen, denn der Freiherr hatte ihm, in einem Anfall von Großmuth, ein Goldstück in dieselbe gedrückt.

Der Wagen rollte fort, Herr von Bartenstein befand sich in der besten Laune, denn nunmehr glaubte er ein Recht zu haben, sich bereits als im Besitz der Schätze des Geizigen zu betrachten. Er schmeichelte Sabine nach Kräften, wobei er seine ganze Liebenswürdigkeit entfaltete, und so gelang es ihm wirklich, das junge Mädchen schließlich in eine ruhigere Stimmung zu bringen.

Als Beide in dem Landhause anlangten, beschlich die Tochter des alten Jensen abermals ein Gefühl der Traurigkeit und der Scham. Herr von Bartenstein führte sie in einen kleinen, mit allem Luxus ausgestatteten

Salon, in welchem sich bereits Strubs und Adolphine befanden. Die Letztere rauschte ihr in einer schwerseidenen Robe und mit einem kostbaren Geschmeide geschmückt entgegen. Sabine schlug verlegen die Augen zu Boden; in ihrem dürftigen abgetragenen Kleide betrachtete sie sich, dieser Frau gegenüber, fast wie eine Bettlerin. Aber wer war dieselbe, sie hatte sie ja noch niemals gesehen? Diese Frage, welche sich ihr unwillkürlich aufdrängte, erledigte unmittelbar der Baron.

„Frau Adolphine Schönemann," bemerkte er vorstellend, „eine Dame, welcher ich meine ganz besondere Hochachtung zuwende und an die ich Ihnen nur rathen kann, sich mit vollem Vertrauen anzuschließen."

„Ja, meine Theure," rief diese und zog Sabine an ihre Brust, „wir Alle kennen das traurige Loos, dem Sie bisher verfallen waren, und wünschen Ihnen dazu Glück, daß Ihre Wahl auf einen so edlen Mann gefallen ist. Wollen Sie mich Ihrer Freundschaft würdigen, so wird mich dies glücklich machen und mein Bemühen soll es gewiß stets sein, Ihnen uneigennützig mit Rath und That beizustehen."

Das junge Mädchen war zu unerfahren, um dem Gedanken Raum zu geben, daß sich hinter diesen entgegenkommenden Worten Heuchelei und Lug verbergen könnten, es senkte daher schüchtern den Kopf und erwiderte:

„Wenn Sie mich Ihrer Theilnahme werth halten wollen, so wird mich dies äußerst glücklich machen, denn die Welt ist mir gänzlich fremd und ich bedarf also der Unterstützung."

„Ich glaube es wird Zeit, daß wir aufbrechen,“ bemerkte der Freiherr, seine Uhr ziehend.

„So kommen Sie, meine Liebe,“ sagte Adolphine mit einem gewinnenden Lächeln und zog unsere Bekannte mit sich fort, „zunächst müssen Sie doch bräutlich geschmückt werden und ich bitte, daß Sie mir erlauben, Ihnen dabei behilflich zu sein.

„Wie finden Sie die Komödie,“ fragte der Baron, sich an den Advokaten wendend, als er sich mit diesem allein befand.

„Nun ohne etwas Taschenspielerei geht es einmal in der Welt nicht ab, inzwischen sind Sie der Erbe des alten Josua geworden und das Uebrige ist ja Nebensache.“

„Das meine ich auch,“ lautete die Antwort, „ist der Zweck erreicht, so legt man die Maske ab.“

Inzwischen erschien Sabine nach einer Viertelstunde an der Seite ihrer neuen Beschützerin. Sie trug jetzt ein schweres, weißes mit Spitzen besetztes Atlaskleid und in ihrem dunklen Haar war ein Myrthenkranz befestigt. Feine Handschuh bedeckten ihre Hände und zierliche Schuhe umschlossen ihren von Natur feinen Fuß. Eine ganz andere Erscheinung erblickte jetzt der Baron; mit den kostbaren Kleidern schien auch die Haltung Sabinens eine andere geworden zu sein. Das lüsterne Auge des Freiherrn musterte ihre Gestalt und befriedigt ergriff er ihre Hand, küßte dieselbe und sagte verbindlich:

„Ich wußte es ja, daß Sie alle Anlagen besitzen, eine vornehme Dame zu repräsentiren, ich wünsche mir nochmals Glück zu Ihrem Besitz und nun, meine Herrschaften, denke ich, daß es Zeit ist, aufzubrechen, denn

der Geistliche erwartet uns vor dem Altar." Mit einer entgegenkommenden Verbeugung bot er seiner nunmehrigen Braut den Arm und führte sie nach der bereitstehenden Equipage. Strubs und Adolphine folgten, indem sie heimlich spöttische Blicke mit einander austauschten.

Sabine verhielt sich während der Fahrt schweigend, der feierliche Act, welchen sie zu begehen im Begriff stand, erfüllte sie mit tiefem Ernst und einer ungewohnten Beklommenheit, und so sehr sie von ihrem Vater auch gequält worden war, in diesem Augenblick bat sie ihn doch in ihrem Innern recht innig wegen des Schrittes, den sie gethan hatte, um Verzeihung und flehte zu Gott, daß er dessen Herz rühren möge, um später eine Versöhnung mit ihm möglich zu machen.

Wir wollen übrigens den Leser nicht mit den Ceremonien der Trauung unterhalten, Thatsache war, daß die Tochter des Geizhalses nunmehr ein Recht hatte, sich als Gattin des Freiherrn zu betrachten und daß dieser sie von der Kirche aus anscheinend sehr zufrieden in sein Haus als dessen künftige Gebieterin einführte und sie als solche auch dem Dienstpersonal vorstellte. Eine Zofe meldete sich, um die Befehle der gnädigen Frau in Empfang zu nehmen und Herr von Bartenstein stellte in der artigsten Weise seiner Gattin den einen Flügel des Schlosses zur Disposition. Im Stillen freilich lachte er über das bethörte Opfer und bald sollte es der armen Sabine klar werden, in wessen Hände sie gefallen war.

Als sich Gabriel in dem unheimlichen, verfallenen Hause allein befand, schien eine eigenthümliche Stimmung

über ihn zu kommen. Die Trennung von Sabine erfüllte ihn offenbar mit großem Schmerz und der Gedanke, daß der schmutzige Geiz des Vaters ihre Flucht veranlaßt habe, rief im verstärkten Maße seinen ganzen Groll gegen den Wucherer wach. Zunächst machte sich derselbe in einer boshaften Freude bemerkbar. Wie besessen hüpfte er bald auf dem einen, bald auf dem anderen Beine, schlug mit den Armen um sich und rief, daß es durch die öden Räume laut wiederhallte:

„Hurrah, das Nest ist leer, Du alter Rabe, und vergebens wirst Du Deine heisere Stimme ertönen lassen, um Dein Kind zurückzurufen! Hurrah, Du hast sie vertrieben, nachdem sie in Noth und Elend verkommen ist! Geschieht Dir schon recht, Du wucherisches Ungeheuer — hast Manchem das Letzte genommen und das Herz aus dem Leibe gerissen, kannst Dir nun selbst die grauen Haare ausraufen, über den Fluch, welchen Dein gottloses Treiben auf Dich herabgerufen!“

Nach diesen Auslassungen setzte sich der Lehrling an den Herd und verächtlich scharrte er mit der Feuerzange in dem erkalteten Aschenhaufen.

„Gegen zehn Uhr kann er zurückgekehrt sein,“ murmelte er, „und die Zeit, welche mir noch bleibt, will ich benützen, um nun auch einmal ein lustiges Leben zu führen! Ja, alter Josua, hier ist Geld — blankes Gold, und damit will ich ein Abschiedsmahl halten, daß alle Ratten und Mäuse neidisch aus ihren Schlupfwinkeln auf mich blicken sollen.“

Mit diesen Worten schlüpfte Gabriel zum Hause hinaus und kehrte bald darauf mit einer langen Wurst

und einem Kruge schäumenden Bieres zurück. Ohne sich weiter zu besinnen, griff er nach dem ersten besten Meubel, zertrümmerte dasselbe und bald flackerte ein helles Feuer auf, über welchem der Lehrling mit heißhungrigen Blicken sich sein leckeres Mahl zurecht machte. Denn lecker war es für ihn, der bisher nur verschimmelte Brodkrusten zu kosten bekommen hatte. Mit einer Gier, die sich bei jedem Bissen, den er in den Mund steckte, unverkennbar kund gab, verschlang er das ungewohnte Gericht und verfehlte dabei nicht, dem Inhalt des Kruges in gleicher Weise zu entsprechen. Als er endlich das letzte Stückchen aufgezehrt hatte, schob er die leere Pfanne zurück, wischte sich behaglich die Lippen und murmelte:

„So! Nun weiß ich doch auch einmal, wie Jemand zu Muthe ist, wenn er sich ordentlich satt gegessen hat, und jetzt will ich dem alten Josua eine Botschaft verkünden, daß ihm die Ohren davon in aller Ewigkeit gellen sollen! —"

Mit einem Gesicht, welches Schadenfreude und Bosheit ausdrückte, trat er in's Freie, indem er die Hausthüre nur lose anlehnte. Er selbst verkroch sich in der Nähe desselben hinter einem Steinhaufen und hockte dort lauernd, wie ein unheimlicher Kobold. Endlich ließen sich die schweren Tritte Jensens vernehmen, der hastig seiner Wohnung zueilte. Schon war er an dem Versteck Gabriels vorüber, als dieser ihn laut bei seinem Namen rief. Bestürzt stockte der Fuß des Geizhalses und grimmig ballte er die Faust, denn sein scharfes Gehör hatte die Stimme seines Lehrlings erkannt.

„Hinein mit Dir, Du Taugenichts!" schrie er — „heißt das das Haus hüten, Du Natter, Du Teufelsbrut, wenn Du absichtlich den Dieben den Eingang öffnest? —"

„Hört Josua," höhnte Gabriel von seinem Versteck aus, „ich will Euch eine Nachricht mittheilen, welche Euch das Blut in den Adern stocken machen wird. Der Baron von Bartenstein hat Eure Tochter entführt, Eure Schätze sind Euch gestohlen worden und Ihr alte Ratte seid inzwischen in die Falle gegangen und habt auf der Haide auf einen guten Fang gelauert, während man unterdessen hier in aller Bequemlichkeit aufräumte — ha, ha, wohl bekomm's Euch, alte Blindschleiche, und sehet zu, wie Ihr jetzt zurecht kommt! —"

Mit einem Wuthgeheul stürzte der Wucherer nach seinem Hause, das Schlimmste ahnend.

„Mein Geld! mein Geld!" schrie er, und Angst und Schrecken malten sich in seinen verzerrten Zügen. „Sabine, wo bist Du? — Sei verflucht, Du undankbare Dirne! . . Bestohlen, beraubt! . . ja, ja, ein höllisches Complot haben sie gegen mich geschmiedet, zum Bettler . . ."

Hier verstummte plötzlich der alte Josua und gleichzeitig vernahm man einen Angstruf, der schwere Fall eines Körpers wurde hörbar und diesem folgte wieder ein Stöhnen und Aufseufzen. Was hatte sich ereignet? — In blinder Hast, seiner Sinne nicht mehr mächtig, nur an seine zusammengescharrten Schätze denkend, war der Wucherer im Finsteren die Treppe hinaufgestürmt und hatte dabei gänzlich vergessen, daß

von ihm bei seiner Abreise drei Stufen derselben ausgehoben worden waren, um sich gegen einen Einbruch desto besser zu schützen. Erst als sein Fuß durch die Luke trat, ward er sich der Gefahr bewußt, aber bereits war es zu seiner Rettung zu spät und schon im nächsten Augenblick lag er mit zerschmetterten Gliedern unten auf der gepflasterten Hausflur und wand sich im Todeskampf. So fanden ihn am andern Morgen Leute, welche die halb offenstehende Thür in's Haus gelockt hatte. Einstweilen wurde die Wohnung verschlossen und die gerichtliche Untersuchung eingeleitet. Mit tiefer Betrübniß empfing der Fabrikant Hayder die Nachricht von dem schrecklichen Ende seines Schwagers, noch bestürzter aber war er, als ihm Gabriel am andern Morgen den Brief Sabinens überreichte, in welchem ihm diese ihre Flucht und ihre Vermählung mit dem Freiherrn anzeigte. Herr Hayder war ein in jeder Beziehung achtenswerther Mann, welchen das Treiben des alten Jensen stets mit dem größten Widerwillen erfüllt hatte, während er mit seiner Nichte das tiefste Mitleid fühlte, ohne dabei jedoch bei dem Starrsinn und der Feindschaft des Vaters etwas Wesentliches zur Verbesserung ihrer Lage beitragen zu können.

Im höchsten Grade niedergeschlagen, stützte er den Kopf in die Hand, als er den Tod seines Schwagers und die Flucht seiner Nichte erfuhr.

„Das ist der Fluch der bösen That," murmelte er, „aus solch' einem Treiben konnte niemals Segen entspringen! Und Sabine? — Ich fürchte, daß ihr an der Seite eines derartigen Menschen, wie der Baron

ist, noch bitteres und hartes Unglück bevorsteht; möge der Himmel geben, daß ich mich geirrt habe und ich wünsche von ganzem Herzen, daß meine Prophezeihungen nicht in Erfüllung gehen!"

Als nächster Verwandter des alten Jensen wurde er hinzugezogen, als das Gericht zur Aufnahme der Hinterlassenschaft desselben schritt. Auch Strubs erschien, mit einer Vollmacht des Herrn von Bartenstein versehen, um im Namen Sabinens die Erbschaft ihres Vaters in Besitz zu nehmen. Der Fabrikant kehrte dem Anwalt stolz den Rücken und würdigte ihn kaum eines Wortes, denn er kannte dessen unmoralische Handlungsweise und seine kalte berechnende Hinterlist. Er war überzeugt, daß dieser Mann bei der Entführung seiner Nichte die Hände mit im Spiel gehabt habe und daß die Heirath lediglich zu dem Zweck geschlossen worden sei, um sich der Schätze Josuas zu bemächtigen. Auch dann fühlte er sich noch nicht beruhigt, als er einen Brief von Sabine erhielt, in welchem diese ihm mittheilte, daß ihr Mann sie mit Achtung behandle und daß sie sich in ihrer neuen Lage glücklich fühle. Hayder schüttelte den Kopf und meinte, es würde doch zu früh sein, wollten diese Leute schon jetzt offen mit ihren Plänen hervortreten. Von dem hinterlistigen, schleichenden Charakter des Barons war ein ganz anderes Verfahren zur Erreichung seiner Zwecke zu erwarten; es standen ihm hierzu ja so viele Mittel zu Gebote, daß er zu Gewaltthätigkeiten gar nicht zu schreiten brauchte. Auch moralisch konnte man Jemand vernichten, das wußte der Fabrikant, und gerade das fürchtete er in diesem Falle.

Dennoch schrieb er an seine Nichte in einem sehr herzlichen, doch vorsichtigen Tone, wünschte ihr in ihrer Ehe alles Glück und bat, stets auf seine warme Theilnahme zu rechnen, wenn sie derselben bedürfen sollte.

Die Schätze, welche der Geizhals hinterlassen hatte, waren sehr verschiedener Art. Alles aber fand man wohl verwahrt, hinter Schloß und Riegel. Da Herr von Bartenstein wußte, was hier zum Vorschein kommen würde, so hatte ihn ein gewisses Gefühl des Anstandes abgehalten, persönlich zu erscheinen. Strubs dagegen lächelte häufig in seiner gewöhnlichen boshaften Weise, wenn außer den baaren Summen und Schuldverschreibungen auch Kästchen mit Edelsteinen, Gold- und Silbergeschirr zum Vorschein kamen. Auch die Verschreibungen, die der Freiherr dem Verstorbenen eingehändigt, kamen zum Vorschein; vergebens forschte aber der Oheim Sabinens nach einem Testament, ein solches war nicht vorhanden und dem Fabrikanten drängte sich nunmehr die Gewißheit auf, daß es Herrn von Bartenstein gelingen würde, sich in den unbeschränkten Besitz der sehr bedeutenden Hinterlassenschaft zu setzen, wenn man nicht dessen Gattin bewegen könne, durch einen besonderen gerichtlichen Act sich die Verwaltung ihres Vermögens vorzubehalten. Als er mit dem Advokaten hierüber sprach, lachte ihm dieser gerade in's Gesicht und meinte, ob er denn glaube, daß sein Client, der Baron, so kurzsichtig gewesen sei, eine so wichtige Sache zu übersehen. Schon unmittelbar nach der Trauung habe die Baronin in einem besonders zu diesem Zweck angefertigten Document ihren Gemahl zum unbeschränkten

Verwalter und Theilnehmer ihres Vermögens bestimmt. Hayder senkte nach dieser Erklärung den Kopf und antwortete nur durch einen tiefen Seufzer. Er dachte an das mütterliche Erbe seiner Mündel und beschloß auf Mittel und Wege zu sinnen, um derselben wenigstens dieses zu sichern und der Habgier des Freiherrn zu entziehen.

Die Bestattung des Wucherers fand in aller Stille am Abend statt. Anfangs hatte Sabine den Entschluß gefaßt, derselben beizuwohnen, aber diesem hatte Herr von Bartenstein sich entschieden widersetzt, es war zu einem scharfen Wortwechsel zwischen den beiden Gatten gekommen, und bei dieser Gelegenheit flossen die ersten Thränen in Sabinens Ehe. Nur so viel erlangte sie, daß ein Geistlicher dem Sarge folgte, aber was sollte dieser dort sagen? Ein stilles Gebet war Alles, was ihm die Pflicht auferlegte, und über diese hinauszugehen, verbot ihm sein Gewissen. Mit finsteren Blicken starrte die Menge, welche sich unaufgefordert als Leichengefolge eingefunden hatte, auf das Grab und während sich über demselben die Erde wölbte, hörte man manche Verwünschung, die dem Verstorbenen auch hier noch nachgesandt wurde. Schmerzlich erschüttert trat der Fabrikant den Heimweg an, ihm folgte in einiger Entfernung der kleine Gabriel, der ebenfalls den Sarg begleitet hatte.

Siebentes Capitel.

Der Baron läßt die Maske fallen.

Bald nach der Vermählung Sabinens ward es sehr still im Schlosse. Weil es nun einmal nicht zu vermeiden war, hatte Herr von Bartenstein mit seiner Gattin die nöthigen Besuche in der Umgegend gemacht und bei dieser Gelegenheit war die Letztere auch der Gräfin Plankenburg vorgestellt worden. Die alte Dame hatte ihre nunmehrige Verwandte lange und scharf betrachtet, sich dann aber in einen so kalten und frostigen Ton gehüllt, daß sich unsere Bekannte dadurch auf's Schmerzlichste berührt fühlte. Eine Ahnung, daß sie diesen Leuten ewig fremd gegenüberstehen würde und daß man sie im Stillen als die Tochter eines anerkannten Wucherers verachte, überkam sie, wobei sie freilich nicht wußte, daß sich das Verhältniß zwischen ihrem Manne und der Gräfin in der letzten Zeit fast bis zur bittersten Feindschaft gestaltete, denn tiefe Gewissensbisse hatten sich bei der Ersteren über die Behandlung eingestellt, welche ihre unglückliche Tochter von ihr erfahren, und in ihrer stolzen und rücksichtslosen Weise war der Baron von ihr zu verschiedenen Malen unter vier Augen vermöge seiner Hetzereien als der eigentliche Mörder Helenens angeklagt worden. Das Herz voll Bosheit, hatte der gleißnerische Schleicher diese Beschuldigungen hingenommen, da ihm aber noch nicht die Zeit gekommen zu sein schien, um offen gegen die alte Dame aufzutreten, und er noch immer hoffte, dieselbe, mit Uebergehung des kleinen Alfred, zu

einem Testament zu seinen Gunsten zu bewegen, so unterdrückte er seinen Grimm und spielte bei solchen Gelegenheiten den Gekränkten. Nur einmal, als er sich bei seinem jetzigen Besuch auf kurze Zeit aus dem Zimmer entfernte, hatte Frau von Plankenburg die Hand Sabinens ergriffen, dieselbe schmerzlich angeblickt und dann mit einer Bewegung, die man sonst nicht an ihr gewohnt war, gesagt:

„Ich bin Ihnen nicht feindlich gesinnt, mein Kind, aber dieser Mann . . . nun, Gott gebe, daß meine Befürchtungen nicht in Erfüllung gehen mögen!"

Die junge Frau erröthete tief und Verwirrung malte sich auf ihrem Gesicht, denn Aehnliches war ihr ja auch schon von ihrem Oheim mitgetheilt worden. Dennoch fühlte sie sich in der Güte ihres Herzens gedrungen, zur Entschuldigung ihres Gatten etwas zu sagen.

„Aber weshalb," stotterte sie, „sprechen Sie einen solchen Verdacht gegen meinen Gemahl aus? Bisher hat er mich gut behandelt, und ich bin ja gern bereit, mich seinen Launen zu fügen."

Die Gräfin zuckte blos mit den Achseln. „Es liegt durchaus nicht in meiner Absicht, Ihren Frieden zu stören, ich wollte Ihnen nur darthun, daß ich keine Abneigung gegen Sie empfinde."

Indem trat der Freiherr wieder ein und Sabine blieb es überlassen, im Stillen über den Sinn dieser dunklen Worte nachzudenken.

Einen Eindruck hatten dieselben aber doch bei ihr zurückgelassen, und dieser wurde in der letzten Zeit

noch durch das immer deutlicher hervortretende Benehmen des Barons gegen sie vermehrt. Allmälig trat er nämlich aus seiner bisher gegen sie beobachteten Höflichkeit heraus, nur selten zeigte er sich bei ihr und häufig kam es sogar vor, daß er sie mit Hohn und Geringschätzung behandelte. Dabei war Fräulein Adolphine jetzt fast der tägliche Gast im Schlosse und nahm ein Benehmen an, als sei sie die eigentliche Gebieterin in demselben und die Baronesse nur eine Nebenperson. Mit seltener Dreistigkeit erlaubte sie sich dieselbe offen zu tadeln, oder mit ungenirter Rücksichtslosigkeit zu behandeln, und wenn die junge Frau sich dann bei ihrem Gemahl darüber beklagte und mit wohlberechtigter Heftigkeit die Entfernung einer Person verlangte, welche ihren häuslichen Frieden störe, blickte ihr der Freiherr höhnisch in's Gesicht, bezeichnete ihr Benehmen als kindische Lächerlichkeit und erklärte schließlich sehr bestimmt und mit einem nicht mißzuverstehenden drohenden Blick, daß Fräulein Adolphine ihm unentbehrlich sei und daß sie sehr wohl daran thun würde, sich von derselben an Bildung das anzueignen, was ihr leider mangele.

In der ersten Zeit flossen die Thränen Sabinens im Stillen und sie fing an sich der Worte der Gräfin zu erinnern. Ein bitterer Haß begann sich in ihrem Herzen gegen ihre Nebenbuhlerin anzusammeln, denn daß sie eine solche vor sich hatte, dies sagte ihr ihr weiblicher Instinct, und außerdem waren auch bereits dunkle Gerüchte über das intime Verhältniß ihres Mannes zu Frau Schönemann, wie sich Adolphine

fortwährend nennen ließ, zu ihr gelangt. Dennoch trug sie ihre peinliche Lage noch immer mit Geduld, bis endlich eine Gelegenheit erschien, wo bei ihr der lange verhaltene Groll zum Ausbruch kam.

Die Frühstückzeit war vorüber und Herr von Bartenstein hatte sich in die Spalten einer Zeitung vertieft, denn seitdem er sich um einen Sitz im Abgeordnetenhause bewarb, studirte er eifrig Politik, als ein Diener eintrat und ihm eine Karte einhändigte.

„Wie heißt der Fremde?" fragte der Baron, bevor er noch einen Blick in dieselbe geworfen.

„Er hat seinen Namen nicht genannt, er sagte nur, daß er ein Verwandter der gnädigen Frau sei."

Jetzt zuckte auch Sabine zusammen, die, mit einer Stickerei beschäftigt, am Fenster saß.

„Dann kann es nur mein Oheim Hayder sein," rief sie, und erhob sich freudig bewegt.

„Darf ich bitten sitzen zu bleiben," wendete sich der Schloßherr mit gerunzelter Stirn zu ihr. „Es ist in der That der Fabrikant," fuhr er mit dem Ausdruck einer absichtlich an den Tag gelegten Mißachtung fort, „aber was will er hier? — ich habe nicht Lust, mir von der Familie noch mehr auf den Hals zu laden. Bedaure sehr, bin nicht zu sprechen," fuhr er zu dem einen Befehl erwartenden Bedienten fort und nahm dann wieder die weggelegte Zeitung in die Hand.

Jetzt stieg aber auch seiner Frau die Röthe des Zornes in's Gesicht und der Unwille übermannte sie bei der ihr zugefügten Beleidigung.

„Wie,“ rief sie, sich erhebend und ihren Gatten mit einem strengen Blick messend, „wie, Sie wollen einen so ehrenwerthen Mann, wie Herr Hayder ist, nicht empfangen?“

„Ich finde in der That keine Veranlassung dazu.“

„Und doch weiß ich die Zeit,“ fuhr Sabine mit erhöhter Erregtheit fort, „wo Sie keinen Anstand nahmen, sich vor meinem würdigen Oheim tief zu bücken. Damals handelte es sich freilich darum, durch wiederholte Anleihen Ihre verzweifelte Lage vor der Welt zu verbergen und die Schuldverschreibungen, welche man von Ihnen nach dem Tode meines Vaters in dessen Nachlaß fand — —“

Der Freiherr war kreideweiß geworden, ein giftiger Blick traf seine Frau. Aber in der Verstellung ein Meister, unterdrückte er in diesem Augenblick die Rachegefühle, welche sich bei ihm regten und mit scheinbarer Ruhe, sogar mit einem Lächeln auf den Lippen erwiderte er:

„Sie drücken sich in einer Weise gegen mich aus, welche ich als eine unziemliche zu bezeichnen berechtigt bin. Indessen solche Excentricitäten ist man an Ihnen schon gewohnt, es ist dies ein Krankheitszustand, welcher mir die Pflicht auferlegt, Sie mit Schonung zu behandeln.“

„Ich krank? — Ich glaube wirklich, eines Tages könnte es Ihnen einfallen, mich als geistesschwach zu bezeichnen!“

Herr von Bartenstein erwiderte hierauf nichts, er hielt es für unklug, sich auf weitere Erklärungen einzulassen. Kurz abbrechend, bemerkte er blos:

„Wenn Sie das Bedürfniß fühlen, Ihren Oheim zu empfangen, so habe ich durchaus nichts dagegen.“

„Ich erwarte dies auch nicht,“ rief Sabine, sich stolz emporrichtend, und verließ erhobenen Hauptes das Zimmer.

„Die Thörin!“ lachte der Baron hinter ihr her, „sie merkt nicht, daß sie durch ein solches Betragen meinen Plänen nur in die Hände arbeitet. Sie fängt mir an lästig zu werden und es ist Zeit, daß sie beseitigt wird!“

Inzwischen hatte die junge Frau ihren Oheim begrüßt und diesen auf ihr Zimmer geführt. Hier sank sie an seine Brust und brach in helle Thränen aus.

„Armes Kind,“ rief der würdige alte Herr, „ich ahnte wohl, daß ich Dich nicht glücklich finden würde! Aber um mich persönlich über die mir zu Ohren gekommenen Gerüchte zu überzeugen, habe ich diese Reise unternommen, und nun finde ich Dich wirklich in Thränen.“

„O,“ klagte Sabine, während ihre zitternde Hand noch immer in der ihres Oheims ruhte, „o, es war eine Thorheit, als ich glaubte, daß irgend Jemand mich wirklich lieben könnte; ein Fluch ruht auf mir, der Unschuldigen, und ich ahne, daß derselbe in Erfüllung gehen wird. Und doch, was habe ich verbrochen? Ich suchte eine Heimat, einen Beschützer, und fand einen Tyrannen.“

Erschrocken fuhr der Fabrikant zusammen. „Ist es schon so weit gekommen?“ fragte er besorgt.

„Es giebt eine Tyrannei,“ entgegnete die junge Frau, welche sich vor den Augen der Welt nicht beweisen läßt, weil sich hinter einer scheinbar glatten und gefälligen Form die Wunden verbergen, welche man dem auserlesenen Opfer beibringt. Dieser Strubs, diese Frauensperson — sie Alle umschleichen mich wie Dämonen, und eines Tages fürchte ich, wird gegen mich ein schrecklicher Schlag geführt werden.“

„Steht es so um Dich,“ bemerkte Hayder,“ so kann ich Dir nur rathen, dies Haus zu verlassen und in dem meinigen eine Zuflucht zu suchen. Ich werde Dich zu schützen wissen.“

„Nein,“ rief unsere Bekannte, „ich betrachte es für würdiger hier auszuhalten, und besonders jetzt — —“

„Du fühlst Dich Mutter?“ fragte im väterlichen Tone der alte Herr.

„Ja, und dieses Gefühl flößt mir den Muth ein, entschlossen in die Zukunft zu blicken. Ohne Kampf wird es nicht abgehen, aber ich bin willens, denselben furchtlos aufzunehmen.

„Und Dein Vermögen?“ fuhr der Fabrikant fort, „in den Händen eines solchen Mannes wie Herr von Bartenstein, ist es ein unsicheres Gut für Dich. Glücklicher Weise wurde das, was Deine Mutter hinterließ, unter meine Verwaltung gestellt. Dennoch unternahm ich diese Reise zum Theil deshalb, um Deinen Mann aufzufordern, Dir wenigstens die Hälfte Deines großen Erbes sicher zu stellen.“

„Nein, laß dies sein, denn Du würdest nur eine kränkende, abweisende Antwort erhalten. Laß ihn mit seinen unwürdigen Genossen im Ueberfluß schwelgen, laß ihn so viele Summen verthun, wie er Lust hat; mir und nöthigenfalls auch meinen Kindern, genügt das mütterliche Vermögen, und dieses werde ich natürlich nie aus der Hand geben.

„So möge Dich Gott in seinen Schutz nehmen und Dich vor weiterem Unglück bewahren," seufzte Hayder. „Meiner Liebe und Theilnahme darfst Du immer gewiß sein. Lebe wohl und trage Dein Geschick mit Würde."

Er schloß seine Nichte bewegt in die Arme und verließ unter den bangsten Gefühlen das unheimliche Schloß.

Indem wir übrigens fortfahren, die Leidensgeschichte Sabinens mitzutheilen, können wir füglich fünf Jahre überschlagen.

Strubs, der Freiherr und Adolphine Schönemann bildeten ein würdiges Triumvirat, um die junge Frau offen und heimlich zu quälen und dieselbe in fortwährender Aufregung zu erhalten. Dadurch hatte sich bei ihr ein so gereizter Zustand ausgebildet und ihre Erbitterung war so gestiegen, daß sie allerdings häufig die Regeln der Klugheit vergaß und Drohungen gegen ihre Peiniger ausstieß, welche bei diesen immer mehr den Entschluß reifen ließen, sich ihrer gänzlich zu entledigen. Die Geliebte des Herrn von Bartenstein, deren verstecktes Ziel dahin hinauslief, schließlich an die Stelle der Hausfrau zu treten, geberdete sich immer

rücksichtsloser und behandelte die Unglückliche zuletzt mit einer Dreistigkeit und Nichtachtung, die keine Grenzen mehr kannte. Der Baron war im Laufe der Zeit ein immer größerer Sclave dieses ränkevollen Weibes geworden, dann hatten ihn aber auch verschiedene Aeußerungen seiner Gattin die Befürchtung eingeflößt, sie könne eines Tages mit Hilfe ihres Oheims gerichtliche Schritte thun, um ihm die Dispositionsfähigkeit über ihr Vermögen zu entziehen und hiermit war sein Haß gegen dieselbe noch gestiegen. Strubs endlich zeigte sich als der Mephisto, welcher stets in diabolischer Weise zum Bösen anregte.

„Sie ist wirklich krank, die Arme," bemerkte er grinsend, wenn wieder einmal eine heftige Scene stattgefunden hatte, „ihr Verstand befindet sich offenbar nicht in Ordnung und sie bedarf der größten Ruhe in ungestörter Einsamkeit, um wenigstens der Unheilbarkeit des sich entwickelnden Uebels vorzubeugen."

„Ich begreife auch gar nicht, weshalb Sie noch immer zögern, einen energischen Schritt gegen diese Frau zu thun, welche Sie fortwährend bedroht und deren Beleidigungen wir Alle täglich ausgesetzt sind," fügte die Schönemann hinzu.

„Wenn sich die Sache nur so machen ließe, daß wenigstens scheinbar ein rechtlicher Vorwand vorhanden wäre," warf der Baron ein.

„Nun," bemerkte der Sachwalter, „Ihr Hausarzt hat ja bereits zugegeben, daß er bei der Dame zu verschiedenen Malen Erscheinungen wahrgenommen, welche bei ihr einen normalen Zustand in Zweifel

stellen und schwere psychologische Bedenken rechtfertigen. Es käme schließlich wohl nur darauf an, diesen angedeuteten Thatbestand durch Zeugen zu bestätigen."

Adolphinens Augen leuchteten dämonisch auf, sie begriff sogleich, welchen teuflischen Plan der Advokat hinter seinen Worten verbarg.

Auch Herr von Bartenstein war darüber nicht in Zweifel, er scheute sich auch durchaus nicht als Mitschuldiger in das Complot einzutreten, nur wollte er als vorsichtiger Mann einigermaßen sicher gehen.

„Warten wir die Gelegenheit ab, bis es zu einem Eclat kommt," sagte er, „und dieser wird, wenn man es darauf anlegt, nicht ausbleiben. Um ganz unparteiisch zu Werke zu gehen, kann ja nöthigenfalls auch noch Frau von Weiher eine Rolle übernehmen."

Frau von Weiher war eine entfernte Verwandte des Barons, welche in der Stadt lebte und die durch den Luxus, den sie trieb, schon häufig die Hilfe des Herrn von Bartenstein hatte beanspruchen müssen. Im übrigen charakterisirte sie sich durch Leichtsinn und Gewissenlosigkeit und stand mit Adolphine in intimen Beziehungen.

Sabine besaß ein Töchterchen, welches jetzt das vierte Jahr überschritten hatte. An diesem Kinde hing ihre ganze Seele. Jemehr sie von ihrem Gatten zurückgestoßen und von dessen Helfershelfer gepeinigt wurde, desto inniger trug sie ihre Liebe auf ihr Kind über. Aber auch dieses Glück suchte man der unglücklichen Mutter in grausamer Weise zu verkümmern. Die Geliebte des Freiherrn bemächtigte sich der Kleinen und war nicht

allein bemüht, ihr Abneigung gegen die Mutter einzuflößen, sondern sie bestärkte dieselbe auch noch absichtlich in ihren Unarten, indem sie ihr jede Laune nachsah, jeden Eigensinn gut hieß und sie, der Baronin gegenüber, offen in Schutz nahm. Dieß hatte natürlich zu wiederholten heftigen Auftritten geführt, denn Sabine wollte sich einerseits ihre Rechte, der verhaßten Feindin gegenüber, nicht schmälern lassen und andererseits war sie verständig genug, um einzusehen, daß ein solches System ihr Kind moralisch verderben müsse. Gereizt wie sie war, forderte sie in heftigen Worten ihren Mann auf, diesem dreisten Treiben ein Ende zu machen und sie gegen die Anmaßungen einer fremden Person zu schützen.

Doch kalt lächelnd blickte dieser ihr in's Gesicht und bemerkte, er sehe zu seinem Bedauern, daß sie die Erziehung des Kindes nicht zu leiten verstehe und er fühle sich deshalb Frau Schönemann zum besonderen Dank verpflichtet, daß diese sich der kleinen Albertine annehme.

Nach dieser Erklärung brach Adolphine in ein lautes höhnisches Gelächter aus, Strubs zuckte mit dem Ausdruck des Mitleids die Achseln und die arme verrathene Frau zerfloß in Thränen und stürzte aus dem Zimmer.

„Ich glaube, wir können an's Werk gehen," sagte eines Tages, als wieder ein solcher Auftritt stattgefunden hatte, der Freiherr zu seinen Verbündeten, „und um der Sache eine besondere Feierlichkeit beizulegen, habe ich meinen Geburtstag dazu auserwählt. Ein

kleines Fest soll das Drama einleiten. Frau von Weiher und mein Hausarzt, der Doctor Haller, sind dazu geladen, und meine Frau wird es bei einer solchen Veranlassung nicht wagen sich auszuschließen. — „Dies genügt," bemerkte der Advokat, „es wird nicht schwer halten, bei Ihrer Gattin jenen überspannten Zustand hervorzurufen, dessen geistesverwirrte Ausbrüche wir ja zur Genüge kennen. Die Zeugen und der Arzt sind dann anwesend, um davon Notiz zu nehmen und Sie haben schließlich ein Recht dazu, der Kranken gegenüber diejenigen Maßregeln der Fürsorge zu treffen, die deren Zustand erfordert."

„Allerdings" — und der Freiherr lachte höhnisch — „allerdings, Fürsorge, das ist das richtige Wort, und den Plan dazu habe ich ja bereits mit Ihnen besprochen."

Dennoch gelang es Herrn von Bartenstein nicht sogleich, Sabine dazu zu bestimmen, die Honneurs bei der von ihm geladenen Gesellschaft zu machen. Er hatte sich zu diesem Zweck auf ihr Zimmer begeben, setzte sich ihr gegenüber und begann, seine Frau kalt fixirend:

„Sie wissen, meine Theure, daß heute mein Geburtstag ist. Ich habe zu diesem Zweck einige Freunde um mich versammelt. Darf ich nun wohl selbstredend annehmen, daß bei einer solchen Veranlassung die Hausfrau nicht fehlt, so bestimmt mich doch auch noch ein anderer Grund, Ihr Erscheinen zu wünschen. Die Welt spricht, was auch Ihnen vielleicht nicht entgangen ist, bereits seit längerer Zeit seltsame Dinge über

unser Familienleben; Ihr auffallendes Zurückziehen bei fast jeder Festlichkeit ist nicht unbemerkt geblieben."

„Ich lebe schon lange nicht mehr für die Welt," lautete die herbe Antwort.

„Auch für mich nicht," tönte es im heuchlerischen Tone des Vorwurfes zurück.

„Nun, wollen Sie gerecht sein, so werden Sie zugeben müssen, daß dies nicht meine Schuld ist."

„Lassen wir das. Ich bitte um eine Antwort: Wollen Sie bei der Tafel erscheinen?"

„Ich weigere mich dessen nicht, aber ich stelle eine Frage."

„Welche?"

„Gehört jene Person, die sich so sehr Ihrer Gunst erfreut, gehört Madame Adolphine ebenfalls zu den Geladenen?"

„Allerdings."

„In diesem Falle," fuhr unsere Bekannte fort, indem sie sich stolz emporrichtete, „werden Sie mein Ausbleiben entschuldigen."

„Weshalb?"

„Weil es mir meine Würde verbietet, der Geliebten meines Mannes aufzuwarten."

Herr von Bartenstein wurde roth und dann plötzlich wieder weiß, ein stechender rachsüchtiger Blick traf seine Gattin. „Das sind Ihre alten Albernheiten," rief er kalt, „eine Ausgeburt Ihrer kranken Phantasie. Frau Schönemann ist eine achtungswerthe Dame, zudem habe ich Ihnen mehr als einmal mein Ehrenwort

gegeben, daß mein Verhältniß zu ihr nicht über die Grenzen der erlaubten Freiheit hinausgeht."

„Ihr Ehrenwort?" und Sabine zuckte dabei mitleidig mit den Achseln — „ich bedauere, daß Sie durch die Berufung auf dasselbe den Versuch machen, sich selbst zu entwürdigen. Nach den Erfahrungen, welche hinter mir liegen, kann mich ein solches Wort nicht mehr täuschen."

„Nun, was verlangen Sie also?"

„Ich wünsche, daß die Person, welche sich Frau Schönemann nennt, für immer hier aus dem Hause entfernt werde."

„Unmöglich! Dieselbe macht sich hier sehr nützlich. Wer sollte denn zum Beispiele die Erziehung der kleinen Albertine leiten, wenn sie es nicht thäte."

Diese Worte brachten Sabine von neuem in Zorn.

„Gehen Sie," rief sie mit bebender Stimme, „Sie sind ein ebenso gewissenloser Vater, wie treuloser Gatte!"

„Und Sie sind eine Närrin, bei der es hier nicht richtig ist," höhnte der Baron, indem er mit dem Zeigefinger seine Stirn berührte. „Kurz und gut, ich wünsche Ihre Gegenwart und Sie werden diesem Wunsche unbedingt Folge leisten."

Damit entfernte er sich.

Ihr thränenfeuchtes Gesicht mit den Händen bedeckend, warf sich die arme Frau in einen Stuhl. Verrath wurde um sie her gesponnen, das wußte sie, konnte man ihr nun nicht auch noch aus Bosheit ihre Tochter rauben? Dieser Gedanke erfüllte sie mit Furcht und

Grausen und brachte sie zu dem Entschluß, dem Befehl ihres Mannes Folge zu leisten, so bitter ihr dies auch ankam.

In möglichst einfacher Toilette erschien sie unten im Speisesaal und verbeugte sich würdevoll gegen die Anwesenden. Dem Doctor Haller gegenüber hatte man ihr einen Platz angewiesen, Strubs und Adolphine waren wie zwei Wächter rechts und links neben ihr aufgepflanzt. Sie bemerkte nicht, daß der Arzt häufig forschend seine Blicke auf sie richtete und ihr sonderbare Fragen vorlegte, die sie dann freilich oft völlig verkehrt beantwortete, weil ihre Gedanken bei ganz anderen Dingen verweilten.

Als das Diner beendet war, wollte sich die Baronin entfernen, doch ihr Gatte bot ihr den Arm und führte sie in's Nebenzimmer, wohin die übrige Gesellschaft zur Einnahme des Kaffees folgte. Hier kam die Katastrophe zum Ausbruch. Nur mit Mühe hielt Sabine ein Gespräch mit Frau von Weiher aufrecht, sie hörte nur oberflächlich zu, denn ihre Augen ruhten heimlich abwechselnd auf ihrem Manne, auf dem Kinde und auf Adolphine.

„Komm' zu mir, mein süßer Engel," begann endlich die Letztere, indem sie mit Herrn von Bartenstein einen verstohlenen Blick austauschte und gleichzeitig nach der kleinen Albertine den Arm ausstreckte.

„Berühren Sie mein Kind nicht," rief plötzlich die Schloßherrin, bei welcher in diesem Augenblick der Grimm gegen die Geliebte ihres Mannes in seiner ganzen Stärke wieder erwachte.

„Komm', meine arme Verlassene," höhnte Adolphine, welche that, als habe sie die Worte der Baronin nicht gehört, und zog gleichzeitig das Kind an sich.

Gereizt durch diesen Hohn, sprang die unglückliche Mutter in ihrer nervösen Aufregung auf, und ihrer Feindin einen Blick der Verachtung zuwerfend, rief sie bebend vor Erregtheit:

„Lassen Sie dieses unschuldige Wesen los, es soll nicht durch Ihre unreinen Hände befleckt werden!" —

„Die arme Dame," seufzte die Schönemann heuchlerisch, „ich verzeihe ihr diese Beleidigung — man sieht wohl, es ist bei ihr nicht recht richtig." Strubs winkte sehr bezeichnend mit dem Kopfe, Frau von Weiher wendete sich erschrocken ab, als fürchte sie sich, selbst der Doctor machte ein bedenkliches Gesicht.

Jetzt hielt es auch Herr von Bartenstein für angemessen, sich einzumischen.

„Madame," bemerkte er, „es ist meine Pflicht, meine Gäste gegen Ihre Beleidigungen zu schützen. Ihr Gesundheitszustand ist jedenfalls sehr bedenklicher Natur, ich constatire dies durch Zeugen."

„Ich will mein Kind haben," rief Sabine trotzig.

„Nun," sagte der Heuchler, „das soll Ihnen nicht verwehrt werden," und mit einer absichtlich drohenden Geberde streckte er den Arm nach seiner Tochter aus.

Die Kleine, bereits erschreckt durch das aufgeregte Wesen der Mutter, fuhr scheu zurück und im nächsten Augenblick suchte sie, in ein lautes Geschrei ausbrechend, Schutz in den Armen der Baronin.

„Es scheint Ihnen wirklich trefflich gelungen zu sein, Albertine Haß gegen mich einzuflößen," bemerkte kalt der Freiherr. „Es ist Zeit, daß man Albertine von Ihnen fortnimmt, meine Vaterpflicht gebietet dies.

„Sie sind ein Heuchler, welcher jedem besseren Gefühl Hohn spricht," rief die Unglückliche, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, mit flammenden Augen, „aber mein Kind sollen Sie mir nicht entreißen; dies versichere ich Ihnen! Nöthigenfalls werde ich die Hilfe der Gerichte gegen Sie in Anspruch nehmen und auch Schritte thun, daß mein Vermögen sicher gestellt wird."

Der Freiherr und der Advokat wechselten einen bedeutsamen Blick mit einander, während Sabine in der höchsten Aufregung ihre Tochter auf den Arm nahm und das Zimmer verließ.

„Nun, welchen Schluß ziehen Sie aus dieser Scene?" fragte Herr von Bartenstein den Doctor Haller.

Dieser zuckte mit den Achseln. „Der Zustand Ihrer Frau Gemahlin scheint mir allerdings bedenklich, vor Allem empfehle ich Ruhe und Abgeschiedenheit."

„Ich werde mir von Ihnen darüber ein schriftliches Gutachten erbitten," bemerkte der Freiherr — „ich behalte mir meine Schritte vor, will diese aber nicht falsch ausgelegt wissen, und es ist mir daher lieb, daß es heute an ehrenwerthen Zeugen nicht mangelt."

„Als Mann haben Sie jedenfalls das Recht und die Pflicht, das Wohl Ihrer Gattin im Auge zu halten, selbst wenn sich diese damit nicht einverstanden erklären sollte," fügte der Advokat hinzu.

„Und Beides werde ich nicht versäumen. Traurig, sehr traurig," rief der Heuchler, „Niemand leidet unter dem Druck einer solchen Lage mehr als ich."

Der Freiherr suchte übrigens, wahrscheinlich auf den Rath seiner Mitverschwornen, den eben geschilderten Auftritt in dem Gedächtniß seiner Gemahlin durch ein auffallend mildes Auftreten möglichst zu verwischen und er ließ sich sogar zu einigen Entschuldigungen herab. Hierdurch erreichte er auch seinen Zweck, denn die Baronin ließ sich durch ein solches Entgegenkommen wirklich täuschen und gab sich sogar der Hoffnung auf eine bessere Zukunft hin.

Eines Nachmittags erschien Herr von Bartenstein im Zimmer seiner Gattin. „Es ist heute ein so schöner Tag," begann er mit einem gewinnenden Lächeln, „so schön, daß unter seiner Einwirkung jede Verstimmung schwinden und das Gemüth sich unwillkürlich zur Versöhnung hinneigen muß. Fühlen Sie nicht auch etwas Derartiges, meine Theure?"

Sabine horchte hoch bei diesen freundlichen Worten ihres Mannes auf. Wie lange war es schon her, daß er in dieser Weise nicht zu ihr gesprochen hatte! . . Eine frohe Ahnung erfüllte ihr Herz und nicht minder entgegenkommend antwortete sie:

„Sie haben recht, das Wetter ist prächtig und auch bei mir verfehlt es seine Wirkung nicht."

„So hoffe ich, daß meine Bitte eine wohlwollende Aufnahme finden wird."

„Ihre Bitte? —" Die arme Frau war an derartige Höflichkeiten so wenig gewöhnt, daß sie den Baron einen Augenblick zweifelhaft anblickte.

„Ja," fuhr dieser lächelnd fort, „ich erlaube mir, Sie zu einer Spazierfahrt einzuladen. Wollen Sie mir diese Gunst gewähren?"

„Eine Gunst?" — Ein neues Wunder für die bisher so arg Gemißhandelte. Wieder betrachtete sie ihren Mann mit einem prüfenden Blick, als sie aber in den Augen desselben nur Wohlwollen zu lesen glaubte, bemächtigte sich ihrer ein ungemein wohlthuendes Gefühl, sie fing an, an eine Aenderung seiner Gesinnung zu glauben und im überströmenden Gefühl der neuerwachten Hoffnung erwiderte sie mit bewegter Stimme:

„O, hätten Sie immer eine solche Sprache zu mir geführt, wie manche bittere Stunde wäre mir dadurch erspart worden! Doch ich will nicht daran erinnern; kommen Sie, es wird mir Freude machen, eine Stunde an Ihrer Seite im Freien zuzubringen."

Sie ergriff schnell Hut und Shawl und zehn Minuten darauf saß sie schon im leichten Wagen.

„Sie beabsichtigen selbst zu fahren?" fragte Sabine, als sie sah, wie der Freiherr die Zügel ergriff und sich auf den Bock schwang.

„Ja," lautete die Antwort, „man verlernt ja sonst dergleichen Dinge."

„Aber wollen Sie nicht wenigstens einen Diener mitnehmen?"

„Ist nicht nöthig," lautete die kurze Antwort, und im nächsten Augenblick zogen schon die Pferde an.

Eine Zeitlang saß die junge Frau in einer Ecke der Chaise zurückgelehnt und träumte von ihren neu-

erwachten Hoffnungen. Erst als ihr Mann vom Hauptwege abbog und dem Walde zulenkte, fragte sie aus ihrem Sinnen erwachend:

„Wohin fahren wir?“

„Nach dem alten Jagdschlosse. Ich habe dort einige Verbesserungen ausführen lassen, um es wohnbar zu machen und diese will ich Ihnen zeigen.“

Ein unangenehmes Gefühl regte sich bei der Baronin, über welches sie sich keine Rechenschaft zu geben vermochte.

„Der garstige Wald,“ flüsterte sie, „er ist so einsam und öde, ich habe mich nie in demselben behaglich gefühlt.“

„Nu, nu,“ lachte Herr von Bartenstein, „das ist wohl eine übertriebene Furcht. Doch nun befinden wir uns einmal auf dem Wege dahin und Sie werden mir nicht die Freude verderben wollen.“

„Nein, gewiß nicht,“ lautete die nachgiebige Antwort, „es war ja auch eigentlich thöricht von mir, eine solche Aeußerung zu machen.“

Inzwischen hatte der Baron in die tieferen Partien des umfangreichen Forstes eingelenkt, jetzt schlug er sogar einen sehr holprigen Weg ein und bald befand sich das Fuhrwerk in einer völligen Wildniß.

„Aber wohin fahren Sie mich?“ fragte Sabine abermals ängstlich.

„Nun, nach dem Jagdschlößchen. Sehen Sie dort, und Herr von Bartenstein zeigte auf ein altes massives Gebäude, dessen Mauern erst ganz in der Nähe sichtbar wurden, denn hochstämmige Buchen, vermischt mit

Unterholz, schlossen dasselbe ein. So wie er die Pferde anhielt, erschien Watt. Die Baronin warf diesem einen verächtlichen Blick zu, denn der Waldhüter war ihr stets zuwider gewesen, und derselbe grinste sie dafür höhnisch an.

Herr von Bartenstein hatte seiner Gattin aus dem Wagen geholfen und trat jetzt mit ihr in das düstere Gebäude.

„Weshalb sind denn hier alle Fenster vergittert?“ fragte diese beklommen.

„Nun, auch bis hieher kann sich Diebesgesindel verirren, wie finden Sie die Räume?“

„Eben nicht ansprechend; ich möchte hier nicht wohnen.“

„Nun, oben sieht es freundlicher aus. Sie gestatten, daß ich vorangehe.“

Wirklich betrat der Freiherr mit seiner Gemahlin ein ansprechendes Zimmer, an welches sich ein zweites anschloß. Es mangelte der Einrichtung nicht an Bequemlichkeit, und selbst ein kleiner gefüllter Bücherschrank war vorhanden.

„Kommen Sie,“ sagte Sabine umherblickend, „es ist Alles recht gut, aber ich wiederhole Ihnen nochmals, ich möchte hier nicht wohnen.“

„Und doch werden Sie sich in diese Nothwendigkeit fügen müssen, erwiderte der Freiherr, plötzlich die Maske lüftend, mit Eiseskälte.

„Mein Gemahl!“ ... und die junge Frau wurde leichenblaß und starrte ihren Mann geisterhaft an.

„Nicht ich habe dies angeordnet," fuhr der Baron mit einem höhnischen Lächeln fort, „sondern es geschieht auf den Rath des Arztes."

„Was haben Sie vor? — O, um der Barmherzigkeit willen, man wird mich doch nicht hier einsperren?"

„Sie sind sehr krank. Sie bedürfen der Ruhe und Einsamkeit und ich erfülle nur eine Pflicht gegen Sie."

„Grausamer, schändlicher Tyrann!" rief jetzt Sabine, „haben Sie nicht schon genug an mir gefrevelt? O, ich durchschaue nun den teuflischen Plan, welchen Sie mit Ihren Helfeshelfern gegen mich ausgesponnen haben! . . Hinter diesen Mauern soll ich lebendig begraben sein, während Sie der Welt weißmachen werden, ich sei geisteskrank!"

„Nun, das sind Sie auch," erwiderte höhnend der Unmensch.

„Ungeheuer! Geben Sie mir Raum und lassen Sie mich frei!"

Entschlossen that die Unglückliche einen Schritt vorwärts, um den Ausgang zu gewinnen, aber mit roher Hand erfaßte sie der Freiherr am Arm und gab ihr einen Stoß, daß sie taumelnd gegen die Wand flog.

„Sie sind verrückt," rief er, „und wie eine Verrückte wird man Sie von jetzt ab behandeln. Einsamkeit und Ruhe, so hat der Doctor befohlen, und hier finden Sie beides!"

Ehe Sabine sich noch von ihrer Betäubung zu erholen vermochte, war er aus dem Zimmer verschwunden

und schlug die Thüre hinter sich zu. Vergebens rüttelte die Eingesperrte später an derselben, sie überzeugte sich bald, daß sie mit einem künstlichen Schlosse versehen war, welches man nur von Außen mit einem besonders dazu angefertigten Schlüssel öffnen konnte.

Trostlos sank sie schließlich auf's Sopha, ihr langes dunkles Haar löste sich auf und fiel auf ihre Schultern herab, ihre Augen stierten geisterhaft und man war wirklich jetzt versucht, sie für eine Blödsinnige zu halten.

„Ach, womit habe ich dies verdient," jammerte die Arme, „ist dies der Lohn dafür, daß ich diesem Manne meine Reichthümer zubrachte! . . ." Dann nahm ihr Ideengang eine andere Richtung, sie schrie laut auf und rief:

„Mein Kind, mein armes Kind! Sie werden es verderben, sie werden seine Seele vergiften und sein Herz mit Abscheu gegen seine Mutter erfüllen! . . O, mein Herr und Gott, ist es Dein Wille, so bin ich bereit, den Leidenskelch zu leeren, nur breite schützend Deine Vaterhände über meine unschuldige Albertine aus und entziehe sie der Gewalt der sie umgebenden Dämonen!"

Nach einer fieberhaft durchwachten Nacht trat Sabine an den Schellenzug und klingelte. Irgend Jemand mußte doch zu ihrer Bedienung da sein, so weit konnte man doch die Grausamkeit nicht treiben, daß man ihr auch diese entzog. Aber sie schauderte, als sich die Thür öffnete und der Waldhüter sichtbar wurde. Mit ihm zugleich trat ein altes Weib ein,

aus dessen widerlichem Gesicht Tücke und Rohheit herauszulesen waren.

„Was wünschen Sie?" fragte Watt im unehrbietigen Tone.

„Wer ist diese Frau?" und die Baronin wies auf Caspars Begleiterin.

„Es ist die alte Trine, Sie müssen sie ja kennen, sie ist taubstumm."

Wirklich erinnerte sich unsere Bekannte jetzt derselben, als sie sich noch als halbe Landstreicherin herumtrieb, mitunter einen Almosen gereicht zu haben.

„Und was soll die hier?" fragte sie mit möglichster Ruhe weiter.

„Nun, was wird sie sollen? — Dieselbe ist als Ihre Wärterin angenommen; im Uebrigen bin ich auch noch da, wenn Sie etwas wünschen sollten."

Jetzt kannte Sabine ihr Loos. Ein altes gemeines Weib, eine Taubstumme, mit der sie sich nur durch Zeichen zu verständigen vermochte, ein roher unverschämter Mensch, der nöthigenfalls vor einem Verbrechen nicht zurückbebte, dies waren die Menschen, mit denen sie künftig verkehren sollte und in deren Gewalt man sie gegeben hatte.

„Bringt mir Feder und Papier," sagte sie zu dem Waldhüter mit möglichster Ruhe.

„Ist hier nicht zu haben," antwortete dieser kurz, „und wenn solches auch der Fall wäre, so würden Sie doch weder das Eine noch das Andere erhalten," setzte er grob hinzu, indem er kehrt machte und die Thüre in's Schloß warf.

„Sie wollen mich moralisch verderben und vor der Welt werden sie sagen, ich sei geisteskrank," dachte Sabine, „und in der That, ich fühle, wie es in meinem Kopfe hämmert und pocht und meine Sinne vergehen mir manchmal. Dennoch will ich meine ganze Kraft zusammennehmen, um mich aufrecht zu erhalten, und die Hoffnung auf meine Befreiung nicht aufgeben, denn meine Abwesenheit muß doch endlich bemerkt werden.

Trotzdem aber verging Woche um Woche, ohne daß sich in den Verhältnissen der Gefangenen etwas änderte und vergebens blickte sie Tag für Tag durch die vergitterten Stäbe ihres Fensters; die unheimliche Stille wurde durch nichts unterbrochen und Niemand zeigte sich, der den ernsten Willen gehabt hätte, dieses gegen sie angelegte schändliche Complot an's Tageslicht zu ziehen.

Aber wie oft greift eine unsichtbare Hand gerade in dem Augenblick rettend ein und verhindert oder verräth ein Verbrechen gerade zu der Zeit, wo der im Finstern schleichende Thäter sich am sichersten fühlt, freilich oft durch geheimnißvolle Mittel und in einer Weise, daß der Uebelthäter, trotz aller Vorsicht, gegen sich selbst zum Ankläger wird. So war auch auf dem Schlosse geflissentlich die Nachricht verbreitet worden, die Baronesse sei in der That wegen Geistesstörung in eine entfernte Anstalt gebracht worden und Herr von Bartenstein habe dies, aus Schonung für seine Frau und um jedes Aufsehen zu vermeiden, in aller Stille ausgeführt. Aber dort kannte man den

edlen sanften Charakter Sabinens, man kannte ihre Leidensgeschichte, und Niemand glaubte an ein solches Märchen. Auch zu den Ohren der Gräfin von Plankenburg waren diese Gerüchte gedrungen und auch sie schüttelte ungläubig den Kopf. Das Bild der unglücklichen Helene trat bei dieser Gelegenheit von neuem mahnend vor sie hin, ihre Gewissenbisse regten sich im verstärkten Maße und in derselben Weise wuchs auch ihr Haß gegen den Mann, welcher sie zu unnatürlicher Grausamkeit gegen die Tochter aufgestachelt hatte und der nun in ähnlicher Weise wie ein gefühlloser Henker gegen die eigene Gattin verfuhr. Schauder ergriff die sonst so kalte Frau und sie beschloß im Stillen über die Unglückliche, welche in so räthselhafter Weise plötzlich verschwunden war, Erkundigungen einzuziehen. Zwei Umstände beschleunigten aber die Katastrophe und hier war es eben, wo durch die Einwirkung jener geheimen Macht, die wir häufig mit dem Worte „Schicksal" oder „Vergeltung" bezeichnen, die verbrecherische Handlungsweise des Freiherrn an's Tageslicht gezogen wurde. Zunächst wurde Frau von Plankenburg eines Morgens durch die Nachricht überrascht, daß bei dem alten Hausmeister Bruns in der verflossenen Nacht ein Diebstahl ausgeführt worden sei, bei dem es sich nicht um die Entwendung von Geld, sondern um einen Gegenstand gehandelt habe, über welchen der alte Mann keine nähere Auskunft geben wollte, dessen Verlust ihm aber sehr am Herzen zu liegen schien. Vor die Gräfin gefordert, bestätigte dies auch Bruns, war aber zu keiner anderen Mittheilung zu bewegen, als daß er

erklärte, das gestohlene Gut sei ein Brief, welchen er bisher sehr sorgfältig in einem verschlossenen Kästchen verwahrt gehabt habe. Dieses Kästchen sei nun fort, obgleich er den Schlüssel zu dem Wandschrank, in welchem es gestanden, stets sorgfältig im Auge gehalten. Wer ihm den Brief gegeben und was in demselben gestanden, darüber war er zu keiner Auskunft zu bewegen. Er habe einen feierlichen Eid abgelegt, darüber zu schweigen," bemerkte er, „und erst dann werde er sprechen, wenn ihn die Nothwendigkeit dazu aufforderе, doch warne er seine Gebieterin, vor dem Baron jetzt doppelt auf der Hut zu sein, denn er hege die Ueberzeugung, derselbe führe Böses gegen sie im Schilde, der Brief sei offenbar zu diesem Zwecke gestohlen worden und er vermuthe, niemand Anders als der Waldhüter Watt sei der Dieb."

Hiermit mußte sich Frau von Plankenburg begnügen, bald sollte ihr aber der geheimnißvolle Zusammenhang klar werden, in welchem dieser Einbruch zu ihr selbst stand.

Eines Tages ließ sich nämlich Strubs bei ihr anmelden.

„Was will dieser Mensch von mir?" fragte sie unwillig, „ich habe nichts mit ihm zu schaffen und mag ihn nicht sehen."

„Etwas Gutes bringt er gewiß nicht," bemerkte der alte Bruns mit umwölkter Stirn, „doch werden die gnädige Frau jedenfalls wohl thun, ihn zu empfangen."

„So führe ihn herein."

Als der Advokat eintrat, verbeugte er sich sehr höflich vor der alten Dame.

„Was führt Sie zu mir?“ fragte diese, auf einen Stuhl weisend.

Der Anwalt brachte ein Papier zum Vorschein. „Dies ist eine in gehöriger Form ausgestellte Vollmacht Ihres Stiefsohnes, des Baron von Bartenstein,“ bemerkte er.

„Nun, was soll das?“

Strubs lächelte ironisch. „Erlauben Sie, daß ich gerade auf mein Ziel losgehe. Es haben zwischen Ihnen Beiden mehrfache mündliche Verabredungen stattgefunden, wonach Sie, Frau Gräfin, dem Freiherrn die feierliche Zusage machten, ihn zum Erben Ihrer Güter einzusetzen.“

„Welche Unverschämtheit! Es ist mir dies nie eingefallen, im Gegentheil, ich habe ihm rundweg erklärt, daß er sich darauf auch nicht die geringste Hoffnung machen könnte.“

„Aber er ist doch Ihr nächster Erbe.“

„Wissen Sie dies ganz bestimmt?“ fragte die Gräfin mit einem kalten Lächeln.

„Wenigstens der einzige legitime Erbe,“ dies glaube ich mit Zuverlässigkeit behaupten zu dürfen.

„Nun, mein Herr, wenn Sie Ihrer Sache so gewiß zu seien meinen, so sagen Sie meinem Stiefsohn, daß er trotzdem keinen Heller von mir zu erwarten hat.“

„Ist dies Ihr letztes Wort?“

„Mein letztes, darauf können Sie sich verlassen!“

„Dies ändert allerdings die Sache,“ sagte Strubs mit einem erneuerten höhnischen Lächeln, „indessen demungeachtet bin ich noch nicht am Ende.“

„Ich wünsche aber sehr, daß ein Schluß unserer Unterredung herbeigeführt werde.“

„Wie Sie befehlen. Was ich Ihnen jetzt noch mitzutheilen habe, geschieht übrigens im ausdrücklichen Auftrage des Freiherrn. So hören Sie, Frau Gräfin. Auf keinen Fall wird derselbe auf die ihm zustehende Erbschaft verzichten, denn der Sohn Ihrer verstorbenen Tochter, welcher so sorgfältig verborgen gehalten wird, ist ein illegitimes Kind.“

„Ist dies schon so bestimmt erwiesen?“ fragte die Dame.

„Nun, weshalb versteckt man denn den Knaben? Doch ich bleibe bei der Erbschaftsangelegenheit stehen. Halten Sie an Ihrer Weigerung fest, so ist Ihr Stiefsohn fest entschlossen, gewisse Dinge an's Tageslicht zu bringen.“

„Gewisse Dinge?“

„Ja, gewisse Familiengeheimnisse, die bisher aus Schonung für Sie geheim gehalten wurden. Sie wissen, was man sich über den plötzlichen Tod Ihres Gemahls in die Ohren flüstert und daß man behauptet, daß derselbe durch Gift, welches Sie ihm reichten, herbeigeführt worden sei.“

Strubs hatte sich erhoben und betrachtete jetzt die alte Dame mit einem kalten boshaften Blick. Er hatte sich von dieser Enthüllung unzweifelhaft eine große Wirkung versprochen, und war nun nicht wenig erstaunt,

als die Gräfin einen Augenblick zwar heftig zusammenzuckte, doch schließlich mit anscheinender Ruhe die Frage an ihn richtete:

„Nun also, was will mein Sohn thun, wenn er nicht mein Erbe wird?"

„In diesem Falle ist er fest entschlossen, eine Anklage wegen Giftmordes gegen Sie einzuleiten."

Einen Augenblick schien Frau von Plankenburg die bisher mühsam bewahrte Fassung zu verlassen und die Bestürzung und Verwirrung malten sich offen in ihrem Gesicht, was Strubs im Stillen mit Genugthuung bemerkte. Doch bald raffte sich die willenskräftige Frau wieder empor und den Blick fest auf den Advokaten gerichtet, erwiderte sie möglichst ruhig:

„Gott ist mein Zeuge, daß ich an dem mir angedichteten Verbrechen unschuldig bin, so sehr vielleicht auch Manches gegen mich sprechen mag. Will der Freiherr mir und sich selbst die Schande bereiten, unter der Anklage einer solchen That mich vor den Schranken des Gerichts erscheinen zu sehen, so mag er dies thun, ich werde es als eine mir von Gott auferlegte Buße für so manches Unrecht betrachten, welches ich durch seine Einflüsterungen begangen habe, nie aber soll mich selbst eine solche Drohung dazu bewegen, dem Sohne meiner unglücklichen Tochter sein rechtmäßiges Erbe zu Gunsten eines entarteten Bösewichts zu entziehen."

Diese Erklärung hatte der Advokat nicht erwartet, er war der Meinung gewesen, daß die Gräfin sich zum Mindesten schließlich auf einen Vergleich einlassen würde.

Solchen zu bewirken, wollte er noch jetzt, wo der erste Ueberfall mißglückt war, einen Versuch machen.

„Bedenken Sie wohl, was Sie thun," rief er, „und geben Sie nach. Es mangelt Ihnen an Mitteln die Anklage zurückzuweisen, dies ist mir bekannt, und wenn auch wirklich kein „schuldig" gegen Sie ausgesprochen werden sollte, so würden Sie doch für Ihr ganzes Leben an den Pranger gestellt sein."

Jetzt erhob sich Frau von Plankenburg mit Würde und befehlend den rechten Arm gegen Strubs ausstreckend, rief sie:

„Hinaus Elender! Welche Leiden mir auch aufgespart sein mögen, so erschrecken mich diese doch weniger, als Ihr Anblick mich anekelt! Hinaus sage ich, Sie Viper, und unterstehen Sie sich nie wieder, die Schwelle meines Hauses zu betreten!"

Die Augen des Advokaten leuchteten wie die eines Schakals.

„Wohlan," lautete die nun ebenfalls drohende Antwort, „wohlan, Sie sollen bald erfahren, mit wem Sie es zu thun haben! Der Giftmischerei und des Gattenmordes beschuldigt, werden Sie auf der Anklagebank bald einen Platz finden!"

Er stürzte fort, während die alte Dame, sich jetzt allein überlassen, geknickt zusammenbrach und krampfhaft zu schluchzen begann.

„Hatte ich Erbarmen mit meinem Kinde, als es noch sterbend meine Füße zu umklammern suchte?" rief sie stöhnend. „Welches Recht besitze ich, um die Nachsicht und das Mitleid der Menschen jetzt für mich zu

beanspruchen, da ich Beides meiner unglücklichen Tochter verweigerte? Wohlan, es sei, ich werde dieses Kreuz auf mich nehmen und dessen Last als eine gerechte Strafe tragen!"

Bemerken müssen wir übrigens, daß Strubs diesesmal seinen Schreiber Wabbs mit nach dem Schlosse genommen hatte. Herr Wabbs war, wie wir wissen, kein Adonis, aber er besaß ein großes Spürtalent und so war von ihm in Folge dessen schon bei früheren Gelegenheiten in Bezug auf Therese, welche jetzt die Stelle einer Wirthschafterin im Schlosse versah, zweierlei entdeckt worden: daß nämlich die alte Jungfer, ungeachtet sie sich bereits den Fünfzigern näherte, doch noch keinesweges abgeneigt war, es mit dem Ehestande zu versuchen, und daß sie sich außerdem während ihrer langen Dienstzeit ein recht hübsches Sümmchen zusammengespart hatte. Für Wabbs war dies eine Veranlassung geworden den Versuch zu machen, die so lange verschlossen gehaltene Herzenspforte der würdigen Dame zu sprengen, er hatte ihr gesagt, daß er genau in die Geschäfte seines Prinzipals eingeweiht sei, daß er sich mit seinen Ränken und Schlichen bekannt gemacht, und daß er bestimmt behaupten könne, es sei viel Geld zu verdienen, wenn es gelänge, sich einen Theil der Praxis des Advokaten anzueignen. Die alte Wirthschafterin verstand diesen Wink und als Wabbs es wagte, ihr feurig die Hand zu drücken, begegnete er einem verschämten Lächeln und fühlte gleichzeitig die Erwiderung seines Händedrucks. Kurz und gut, jetzt wo der Anwalt im Zimmer der Gräfin mit dieser

verhandelte, hatte der Schreiber durch einen ungestümen Frontangriff das Herz Theresens erobert und den ersten Kuß der Liebe mit ihr ausgetauscht. Die Zukunft wurde besprochen und bei dieser Gelegenheit gab Wabbs seinen ganzen Haß gegen Strubs zu erkennen. Hierbei kam man auch auf den Brief zu sprechen, welcher dem alten Bruns in so frecher Weise gestohlen worden war und nach einigem Zögern gestand unser Bekannter, daß er zu wissen glaube, in wessen Händen sich derselbe befinde. Dies hatte wieder von Seiten der Haushälterin die Erklärung zur Folge, daß sie Mitwisserin eines Familiengeheimnisses sei, mit welchem dieser Brief in engster Verbindung stehe und daß sie an das Versprechen, mit Herrn Wabbs durch's Leben zu gehen, die Bedingung knüpfe, sich um jeden Preis in den Besitz desselben zu setzen. Zu welchen Resultaten dies schließlich führte, werden wir später erfahren.

Gleich nach der Entfernung des Sachwalters hatte die Gräfin ihren Wagen befohlen und war nach der Stadt abgereist. Dort begab sie sich zunächst zu ihrem Anwalt und hatte mit diesem eine lange Unterredung. Ihr nächster Gang war dann zu Sabinens Oheim, dem Fabrikanten Hayder. Nicht wenig erstaunt war der alte Herr, als ihm der vornehme Besuch gemeldet wurde. Er hatte zwar gehört, daß Frau von Plankenburg seiner Nichte in der letzten Zeit viele Theilnahme bewiesen, allein er kannte den kalten stolzen Charakter derselben auch zur Genüge, um zu begreifen, daß eine ganz außergewöhnliche Ursache vorhanden sein müsse, die sie veranlaßt hatte, diese Visite abzustatten.

„Womit kann ich dienen?“ fragte er unter einer höflichen Verbeugung, als er Frau von Plankenburg gegenüberstand.

„Ich komme in einer Angelegenheit, welche Ihnen ebenso am Herzen liegt wie mir. Es handelt sich dabei um Ihre Nichte.“

„Wie um die arme Sabine? Ist sie auf ihrer Reise kränker geworden?“

„Sie glauben also wirklich an dieses Märchen?“

„Noch vor acht Tagen hat mir der Freiherr auf sein Ehrenwort versichert, er habe seine Gattin zur Stärkung von deren Gesundheit nach dem südlichen Frankreich geschickt.“

„Was gilt das Wort eines solchen Menschen,“ bemerkte die Gräfin verächtlich, „er, der sich nicht scheut, mich selbst eines verabscheuungswürdigen Verbrechens anzuklagen.“

„Sie erschrecken mich.“

„Es ist auch haarsträubend. Machen Sie sich nur darauf gefaßt, mich binnen Kurzem vor den Schranken des Gerichts erscheinen zu sehen, um wegen eines Mordes, dessen mich mein Stiefsohn anklagt, abgeurtheilt zu werden.“

„Mein Gott!“ rief Hayder, blickte aber doch dabei die Gräfin mißtrauisch an, denn auch zu seinen Ohren war das dunkle Gerücht von dem gegen sie einen so starken Verdacht erregenden Todes ihres ersten Mannes gedrungen.

Frau von Plankenburg entging dieses Benehmen nicht, doch furchtlos blickte sie dem Fabrikanten ins Gesicht und bemerkte ruhig:

„Meine erste Ehe war eine unglückliche und Jähzorn und Hypochondrie wechselten bei meinem Manne häufig. Wenn mein Stiefsohn aber glaubt, ein Mord belaste meine Seele, so irrt er sich, die Schande einer solchen Anklage wird schließlich auf ihn selbst zurückfallen."

„Gott gebe es," murmelte der Kaufherr.

„Glauben Sie nun," fuhr die alte Dame fort, „daß ein solcher Mensch schonend gegen Sabine verfahren sein wird? Er wollte sie los sein, das ist weltbekannt, und als sie nicht ging, verschwand sie eines Tages plötzlich. Die Geschichte von der Reise ist ganz einfach eine Lüge, dagegen bin ich überzeugt, daß er die Arme irgendwo eingesperrt hält."

Der Fabrikant zuckte zusammen. „Das wäre ja eine teuflische Handlungsweise! Und welchen Vorwand könnte er für ein solches ungesetzliches Verfahren haben?"

„Er erklärte ja laut und öffentlich, daß seine Frau schon seit längerer Zeit irrsinnig sei."

„O, meine arme Nichte," jammerte der alte Mann und ging händeringend im Zimmer auf und ab. Dann blieb er vor seinem Besuch stehen und sagte:

„Morgen reise ich nach Schloß Bartenstein und werde den Baron zwingen, mir den Aufenthalt der Unglücklichen anzugeben."

„Damit werden Sie nichts erreichen. Sie müssen die Hilfe des Gerichtes gegen ihn in Anspruch nehmen, dies ist der einzige Weg, um ein günstiges Resultat zu erzielen. Inzwischen leben Sie wohl, ich verreise auf

längere Zeit, werde aber, wenn man die Drohung gegen mich ausführen und eine Anklage erheben sollte, zur rechten Zeit wieder hier sein.“

Unterdessen hatte Hayder wirklich die Reise nach dem Schlosse angetreten, war aber unverrichteter Sache wieder zurückgekehrt. Herr von Bartenstein wollte ihn erst gar nicht vorlassen und als dies schließlich geschah, war er dem würdigen Mann grob und abstoßend entgegengetreten. Er erklärte demselben kurzweg, seine Frau sei verreist, wie er ihm ja bereits früher erklärt habe, ihr Zustand wäre seitdem ein schlimmerer geworden und er fühle sich durchaus nicht veranlaßt, unberufene Personen mit ihrem Aufenthalt bekannt zu machen.

Hayder schwieg aus Klugheit, weil er wohl sah, daß er es mit einem abgefeimten Bösewicht zu thun hatte. Im Stillen ergriff er jedoch seine Maßregeln. Er wandte sich an den Staatsanwalt und erlangte wenigstens für's Erste so viel, daß zwei geschickte Criminalbeamte verkleidet abgeschickt wurden, um sowohl den Baron, wie die Personen, mit denen er im Geheimen verkehrte, zu beobachten.

Auch die Gräfin von Plankenburg schickte sich kurz nach der Rückkehr auf ihre Besitzung zu einem weiteren Besuch in der Nachbarschaft an. Ueberhaupt entwickelte die alte Dame eine außergewöhnliche Rührigkeit und ihre sonst so strengen Züge hüllten sich zuletzt in einen Ausdruck der Ruhe, welche darthat, daß sie zu Entschlüssen gelangt war, die viel zur Herstellung ihres inneren Friedens beigetragen hatten. Ruhig und mit sanfter Stimme gab sie ihre Befehle, niemals wurde

ein Scheltwort, ja selbst ein Tadel gegen ihre Leute laut. Nicht ohne Befangenheit hatte sie indessen diesmal die kleine Reise angetreten, denn es galt, einem Manne gegenüberzutreten, der sich stets als strenger Richter gegen sie gezeigt und welchen sie jetzt außerdem noch für Zwecke, die ihr am Herzen lagen, gewinnen wollte. Der Hauptmann von Wenkstern — denn diesem galt der Besuch — war durch ein besonderes Schreiben von ihrem Erscheinen unterrichtet worden, und hatte sie zwar in einem sehr höflichen, aber auch in einem sehr kalten Tone benachrichtigt, daß er zu ihrem Empfange bereit sei.

Jetzt stand sie vor ihm und blickte nicht ohne Befangenheit, ja selbst nicht ohne Scheu, in sein ernstes, in eine kalte Zurückhaltung gehülltes Gesicht.

Mit jener Höflichkeit, welche gebildete Leute nie verläßt, selbst wenn sie ein unangenehmes und peinliches Geschäft abzumachen haben, verbeugte er sich vor der alten Dame, führte sie nach einem Sessel und nahm selbst ihr gegenüber Platz.

„Sie haben das Verlangen nach einer Unterredung mit mir ausgesprochen," begann er mit einer kühlen Verbeugung, „und ich habe geglaubt Ihrem Wunsche nachkommen zu müssen, obgleich es mir, offen gestanden, lieber gewesen wäre, Sie hätten diese Begegnung vermieden."

Die Gräfin senkte den Blick und ihre Stimme zitterte etwas, als sie sich zu einer Antwort anschickte.

„Nur als eine Schuldige muß ich Ihnen erscheinen," begann sie, „das weiß ich und thue dagegen auch keinen

Einspruch. Hart und grausam habe ich als Mutter gehandelt und der Stimme der Natur mein Ohr verschlossen, als meine unglückliche Tochter, Vergebung erflehend, zu meinen Füßen lag."

„Nur zu wahr," murmelte Herr von Wenkstern.

„Ein Dämon beherrschte mich damals," fuhr Frau von Plankenburg fort, „ein Dämon, welcher mich auch jetzt noch seine Rache fühlen läßt, nachdem ich mich von ihm losgesagt habe."

„Wie so?" fragte der Hauptmann gespannt.

„Binnen Kurzem werden Sie ein schreckliches Familiendrama erleben, Sie werden mich, von meinem Stiefsohn des Gattenmordes beschuldigt, auf der Anklagebank erblicken."

Herr von Wenkstern schauderte, er wagte keine Bemerkung, sondern blickte die Gräfin nur scheu von der Seite an.

„Ich weiß wohl," fuhr diese mit ruhiger Stimme fort, „daß bei vielen Personen der Glaube vorhanden ist, ich sei wirklich schuldig und dieser Glaube hat sich befestigt, weil ich bisher zu stolz war, einem so schmachvollen Gerücht entgegenzutreten. Dennoch," und hier erhob die alte Dame furchtlos den Blick und sah ihrem Gesellschafter offen in die Augen — dennoch schwöre ich Ihnen unter Anrufung Gottes, auf dessen Gnade und Barmherzigkeit ich rechne, daß ich unschuldig bin."

„Gebe es der Himmel," sagte der Hauptmann mit leiser Stimme.

„Ich selbst sehe mit Resignation der Stunde entgegen, wo ich mich öffentlich zu rechtfertigen haben

werde," fuhr die Sprecherin fort, „denn ich betrachte diese Anklage als eine Sühne für meine grausame Handlungsweise und nehme sie somit in Demuth hin. Aber es liegt mir daran, aus dem Munde der wenigen Menschen, welche ich achte und ehre, schon jetzt zu hören, daß dieselben an meine Schuld nicht glauben. Sprechen Sie also, Herr Hauptmann, erblicken Sie in mir die Mörderin?"

Diese Frage hatte die alte Dame mit tiefbewegter Stimme gethan, und als sie jetzt ihrem Gesellschafter in's Gesicht blickte, rollten zwei dicke Thränen über ihre Wangen. Herr von Wenkstern besaß bei aller Strenge seines Charakters doch ein edles und weiches Herz. Als er daher jetzt in das Antlitz der Gräfin schaute und den sich kundgebenden Schmerz aus demselben herauslas, drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß hier keine Verstellung obwalte, und dieser Ueberzeugung folgend, erwiderte er mit fester Stimme:

„Nein, Frau Gräfin, von diesem Augenblick an halte ich Sie einer so schrecklichen That nicht fähig."

„O, seien Sie gepriesen für diese Worte," rief Frau von Plankenburg und zugleich griff sie nach der Hand des Hauptmanns, um dieselbe an ihre Lippen zu drücken.

Bestürzt entzog sich derselbe einer solchen Huldigung. Die stolze Frau, welche stets mit vornehmer Kälte auf Jeden, der sich ihr näherte, herabblickte, unterwarf sich freiwillig einer solchen Demüthigung! Wäre noch irgend Etwas im Stande gewesen, unseren Bekannten von ihrer Unschuld zu überzeugen, so war es ein solcher

Act, denn er konnte nur durch die überströmende Freude ihres Herzens, von einem ehrenwerthen Manne freigesprochen worden zu sein, hervorgerufen werden. In einem weit milderen Tone wie bisher setzte er daher hinzu:

„Nun beruhigen Sie sich aber auch und haben Sie mir noch etwas mitzutheilen, so werden Sie einen aufmerksamen Zuhörer an mir finden.“

„Allerdings ist dies der Fall und Ihre Güte macht mir Muth, Ihnen noch weiter mein Herz auszuschütten. Meine arme unglückliche Tochter.“

„Sie werden sich von Neuem aufregen —“

„Meine Thränen können dieselbe nicht mehr wachrufen,“ fuhr die Gräfin fort, „die Vorwürfe, welche ich täglich empfinde, muß ich mit in’s Grab nehmen. Aber sie hat einen Sohn hinterlassen, und dieses Kind an mein Herz zu drücken, und ihm meine ganze Liebe zuzuwenden, dies ist mein sehnlichster Wunsch.“

Die Stirn des Hauptmanns zog sich in Falten.

„Ich weiß, in welcher edlen Weise Sie gegen den kleinen Alfred gehandelt haben, wie Sie ihn gegen die Verfolgungen seiner Feinde schützten und ihn an einen Ort in Sicherheit brachten, der nur Ihnen bekannt ist. O, lassen Sie mich zu dem Kinde, lassen Sie mich demselben von jetzt an eine zweite Mutter sein, ich flehe Sie auf meinen Knieen darum an!“

Die alte Dame wollte wirklich einen Fußfall thun, aber Herr von Wenkstern kam ihr zuvor, hob sie empor und antwortete tief bewegt:

„Nicht jetzt, nicht eher, bis Ihr Proceß entschieden ist.“

„Haben Sie Erbarmen, Gott wird es Ihnen vergelten.“

Der edle Mann kämpfte einen harten Kampf. Er sah die Thränen der alten Frau, er sah ihre flehend erhobenen Hände, er glaubte jetzt sogar die Stimme Helenens zu vernehmen, welche sich mit den Bitten ihrer Mutter vereinigte.

„Wohlan,“ sagte er, „ich hatte mir eigentlich gelobt, über den Aufenthalt des Knaben so lange das tiefste Stillschweigen zu beobachten, bis dessen Zukunft auf gesetzlichem Wege endgiltig entschieden sei, allein Ihre Thränen haben mich besiegt, und so mag es denn sein, Sie sollen den kleinen Alfred sehen.“ Ueberrascht fuhr Frau von Plankenburg empor; aus ihren Blicken strahlte die reinste Freude.

„Dank, innigen Dank für die kaum erhoffte Großmuth,“ rief sie. „Und hier — dabei zog sie ein Document aus der Tasche — hier übergebe ich Ihnen mein Testament, durch welches mein Enkel zu meinem alleinigen Erben eingesetzt wird.“

„Er hat ja auch ein volles Recht dazu,“ bemerkte der Hauptmann ernst, „denn in diesem Schrank verwahre ich Papiere, die über seine legitime Geburt nicht den geringsten Zweifel aufkommen lassen.“

„Im anderen Falle würde ich ihn adoptirt haben.“

„Nun, ich sehe wohl, es ist Ihnen wirklich darum zu thun, Ihr früheres Unrecht wieder gut zu machen. Ich werde Ihnen einen Brief an meinen Freund Titus Feuerkopf mitgeben und Sie dürfen sich eines guten Empfanges gewärtigen.“

„Wer ist denn dieser Herr Titus Feuerkopf?“

„Ein kreuzbraver Mensch, so eine Art Naturphilosoph, welcher den kleinen Alfred mit Argusaugen hütet und der nur die einzige Schwäche hat, daß er mitunter etwas zu tief in den Bierkrug blickt. Sie erinnern sich doch wohl noch seines Vaters, der hier im Orte Geistlicher war.“

„O, sehr gut, der Sohn sollte ja wohl studiren?“

„Allerdings. Aber Titus fand keine Lust daran und zog es vor, sich in einem reizenden kleinen Erdwinkel als Hauspatriarch niederzulassen. Er ist ein Original, eine besondere Studie für einen Psychologen, und Sie werden sich in seiner und seiner Frau Gesellschaft behaglich fühlen.“

Die Gräfin hatte sich inzwischen erhoben. „Wir scheiden also völlig ausgesöhnt?“ fragte sie, Herrn von Wenkstern ihre Hand entgegenstreckend.

„Wenn es Ihnen Trost gewährt, so bekräftige ich dies durch ein lautes Ja. Reinigen Sie sich von der schweren Anklage, welche man gegen Sie erhoben hat; doch ich hoffe, daß Ihnen dies gelingen wird und somit Gott befohlen!“

Am anderen Tage versammelte die Gräfin ihre Dienerschaft und erklärte derselben, daß sie im Begriff stehe, auf längere Zeit zu verreisen. Den alten Bruns ernannte sie zum Verwalter des ausgedehnten Gutes und händigte ihm zu diesem Zweck eine Vollmacht ein. In außergewöhnlichen Fällen sollte er sich an ihren Rechtsanwalt wenden und und an diesen auch alle Gelder abliefern.

Es war am dritten Tage nach ihrer Abreise, als Frau von Plankenburg ganz in der Nähe des Häuschens, welches Titus Feuerkopf sich zum Ruhesitz auserwählt hatte, den Postwagen verließ und diesem zuschritt. Ganz wie damals, als Herr von Wenkstern zum ersten Mal in diese abgelegene Gegend kam, war auch jetzt das mit Rebenlaub umzogene Fenster geöffnet und der ehemalige Student hatte eben das bekannte Lied:

Vivat Bacchus, Bacchus lebe,
Bacchus war ein braver Mann.

angestimmt, als er aus seiner Bier-Idylle plötzlich durch einen lauten Aufschrei Susannens gestört wurde, welche sich mit dem kleinen Alfred in der Nähe des Hauses aufhielt:

„Holla, was giebt es?“ rief unser Philosoph seinen schwarzen Lockenkopf besorgt zum Fenster hinausstreckend.

Aber schon stand die Gräfin vor ihm, welcher jetzt Susanne, den Knaben an der Hand, mit allen Anzeichen der Angst folgte, denn als die ehemalige Gebieterin ihr Stillschweigen gewinkt, hatte die Macht der Gewohnheit sie eingeschüchtert, und das Schlimmste für sich und das Kind fürchtend, folgte sie nun mit gesenktem Kopfe derselben.

„Habe ich das Vergnügen, mich Herrn Titus Feuerkopf gegenüber zu befinden?“ fragte die alte Dame mit einer leichten Neigung des Hauptes.

Die Haltung der Gräfin imponirte dem Naturphilosophen, aus ihrer reichen Kleidung schloß er, daß

er sich einer vornehmen Persönlichkeit gegenüber befinde. Er antwortete daher unter einer tiefen Verbeugung, mit dem ihm eigenen Pathos:

„Als Titus Feuerkopf kennt mich allerdings die Welt, doch der gnädigen Frau gegenüber bin ich nur deren ergebener Diener.“

Die Gräfin mußte lächeln. „Ich bin die Ueberbringerin eines Schreibens des Hauptmann von Wenkstern,“ fuhr sie fort, „und dieser versicherte, daß mir dasselbe die Thüre Ihres Hauses öffnen würde.“

„Gesegnet sei Ihr Eintritt,“ rief hocherfreut Herr Titus, „einen besseren Geleitsschein hätten Sie nicht empfangen können.“

„O, der gute, liebe Herr!“ stieß nun auch Susanne heraus.

„Das ist er auch,“ bemerkte mit bewegter Stimme die alte Dame, „und Du hättest Dir Deinen Aufschrei ersparen können, denn die Liebe zu meinem Enkel führt mich hierher und auch mit Dir meine ich es gut. Mein theures, liebes Kind,“ setzte sie hinzu, Alfred an sich ziehend und diesen mit Küssen bedeckend, „auch Dir bin ich fremd durch meine Schuld, doch nun soll es anders werden und was Deine alte Großmutter in ihrem Herzen an Liebe besitzt, das wird Dir zugewendet werden.“

Schüchtern blickte der Knabe zu der fremden Dame empor, doch als Susanne ihm beruhigend zunickte, lächelte er und ließ sich ihre Liebkosungen gefallen.

Inzwischen hatte Herr Titus Feuerkopf die Gräfin mit aller ihm zu Gebote stehenden Galanterie in's

Wohnzimmer complimentirt und dort erwartete dieselbe bereits dessen umfangreiche Ehehälfte und knixte nach Herzenslust, während sich der Bacchusanbeter in eine Ecke zurückzog und dort den Brief des Hauptmanns mit großer Aufmerksamkeit durchlas. Als er damit zu Ende war, sagte er, sich zu seinem Besuch wendend:

„Betrachten Sie von jetzt an mein Haus als das Ihrige. Liebe Frau, dies ist die Gräfin von Plankenburg, sie wird uns die Ehre erzeigen, einige Wochen hier zuzubringen.“ — Erneuertes Knixen erfolgte und das volle behäbige Gesicht der dicken Dame strahlte in so freundlicher und gutmüthiger Weise, daß sich die Gräfin bereits nach einer halben Stunde in dem kleinen netten Häuschen heimisch fühlte und ihrer Wirthin warm und innig die Hand drückte, als diese sie auf ihr Zimmer führte. Schon in wenigen Tagen hatte man sich gegenseitig näher kennen gelernt und liebgewonnen, auch Alfred zeigte bald große Anhänglichkeit an die so plötzlich zum Vorschein gekommene Großmutter, so daß diese nicht aufhörte, das Kind zu liebkosen und fast nicht mehr ohne dessen Begleitung sein konnte.

Achtes Capitel.

Die Gräfin erscheint vor Gericht.

Die gegen die Gräfin erhobene Anklage hatte, als sie bekannt wurde, großes Aufsehen erregt. Die Plankenburgs gehörten zu den ältesten Familien des Landes und waren seit Jahrhunderten in der Provinz ansässig. Viele kannten den stolzen Charakter der alten Dame,

und ihr herzloses Benehmen gegen ihre Tochter Helene war noch nicht vergessen worden. Dabei hatte ihr Stiefsohn, unter der Mitwirkung seines Vertrauten, des Advokaten, bei Zeiten Sorge getragen, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, indem Strubs die Sache so darstellte, als habe der Freiherr erst nach einem langen Seelenkampfe und gereizt durch das heimtückische Verfahren seiner Stiefmutter gegen ihn selbst, es über sich gewinnen können, als Rächer seines verstorbenen Vaters mit dieser schweren Beschuldigung hervorzutreten. So standen also nur Wenige auf der Seite der Angeklagten, welche hofften, daß es ihr gelingen würde ihre Unschuld darzuthun; die große Mehrzahl des Publikums war dagegen schon im Voraus davon überzeugt, daß sie das ihr zur Last gelegte Verbrechen verübt habe und als Beweis hierfür galt auch ihr plötzliches Verschwinden, denn obgleich es bekannt geworden war, daß sie nur gegen die Hinterlegung einer sehr ansehnlichen Caution die Erlaubniß zu einer längeren Reise erhalten hatte, so zweifelte doch Niemand daran, daß sie dieselbe schließlich im Stich lassen und sich ihrer voraussichtlichen Verurtheilung durch die Flucht entziehen würde.

Unter diesen Umständen drängte sich am Tage der Gerichtsverhandlungen Alles nach dem Assisensaale, doch hatte der Präsident in Voraussicht dieses Umstandes den Eintritt nur unter Vorzeigung einer von ihm ausgestellten Karte bewilligt, und so war wenigstens ein Auditorium versammelt, welches fast ausschließlich den höheren Ständen angehörte. Aus einem Gefühl

von Scham, vielleicht auch aus Heuchelei, um sich das Ansehen eines Mannes zu geben, der tief von dem Unglück erschüttert ist, welches seine Familie betroffen hatte, war der Freiherr von einem Orte fern geblieben, wo seine Stiefmutter jetzt abgeurtheilt werden sollte, dagegen hatte er Strubs mit seiner Vertretung beauftragt und dieser hatte unter einem selbstzufriedenen Lächeln seinen Platz eingenommen, und ließ von dort aus seine boshaften triumphirenden Blicke über den alten Bruns und über die Haushälterin Therese streifen, welche Beide von ihrer Gebieterin als Entlastungszeugen vorgeladen worden waren.

Endlich öffnete sich die Thüre und in Begleitung eines Rechtsbeistandes trat die Gräfin ein. Sie war vollständig in schwarz gekleidet, aber in ihrer Haltung zeigte sie eine Ruhe, welche imponirte, und nicht ohne Stolz ließ sie ihre Blicke über die zahlreiche, sie neugierig betrachtende Versammlung streifen. Aus Achtung für ihren Rang hatte der Präsident des Gerichts ihr einen besonderen Sessel angeboten, aber dankend lehnte sie dies ab und nahm auf der Anklagebank Platz, welches ein beifälliges Gemurmel der Zuhörer hervorrief. Nun begann der Gerichtsschreiber die Anklage zu verlesen, welche auf Vergiftung des Freiherrn von Bartenstein mittelst Arsenik durch dessen Gattin — die Angeklagte — lautete. Ein lederner Beutel, in welchem das Gift aufbewahrt war, welches man bei der Obduction in den Eingeweiden des Verstorbenen noch vorgefunden, stand auf einem Tisch, dicht vor den Richtern.

Auf die Frage des Präsidenten, ob sie sich schuldig bekenne, antwortete die Gräfin mit einem festen, entschiedenen „Nein!"

Nun erhob sich Strubs und sprach von seinem Platze aus Folgendes:

„Es sei für ihn schmerzlich und betrübend, in einer Angelegenheit vor Gericht auftreten zu müssen, welche eine hochachtbare Familie berühre, mit der er eng befreundet sei. Seine Pflicht als Vertreter des abwesenden Herrn von Bartenstein gebiete ihm aber, jede persönliche Rücksicht bei Seite zu setzen und es sei eine Gewissenssache für ihn, mit dazu beizutragen, ein begangenes Verbrechen, welches jahrelang der Welt verborgen geblieben, an's Licht zu ziehen. Es stehe fest, daß die Gräfin schon seit den ersten Jahren ihrer Ehe mit dem Dahingeschiedenen im großen Unfrieden gelebt habe, daß es zeitweise zu sehr heftigen Auftritten zwischen beiden Ehegatten gekommen sei, ja, daß die Angeklagte sogar verschiedene Male gefährliche Drohungen ausgestoßen habe. Der vorgefundene Arsenik stelle den Thatbestand des Verbrechens fest, was aber die Sache noch verdächtiger mache, sei der Umstand, daß die Gräfin, ungeachtet sich das Gerücht von dem unnatürlichen Tode des Barons unmittelbar nach dessen Ableben allgemein im Schlosse verbreitete, trotzdem davon keine Anzeige gemacht, sondern sogar die Beerdigung möglichst beschleunigt habe."

Abermals richtete der Präsident an die alte Dame die Frage, was von ihrer Seite hierauf zu erwidern sei.

„Mein Vertheidiger wird statt meiner antworten," erwiderte diese.

Nun erhob sich der Rechtsbeistand der Gräfin, ein allgemein geachteter Advokat, und sagte:

„Er bedauere überhaupt, daß auf bloße Vermuthungen hin, denen keine haltbaren Beweise zum Grunde lägen, eine so schwere Beschuldigung gegen eine Dame erhoben worden wäre, die eine hohe Stellung in der Gesellschaft einnehme. Es sei klar, daß hier ein im Finstern geschmiedetes Complot gegen dieselbe zum Grunde liege, als dessen Urheber er den Stiefsohn der Angeklagten und leider auch dessen Vertreter, welcher eben das Wort gehabt habe, bezeichnen müsse."

Alles blickte nach Strubs und dieser erbleichte unmerklich. Dennoch erhob er sich und sagte, er bitte diese Aeußerung zu Protokoll zu nehmen und behalte sich vor, später eine besondere Klage gegen seinen Collegen wegen Ehrenkränkung anhängig zu machen.

Ein mitleidiges Lächeln und ein wegwerfendes Achselzucken seines Gegners war dessen einzige Antwort.

Nun nahm das Verhör seinen Fortgang.

„In welchem Verhältniß haben Sie zu Ihrem Gemahl gelebt?" fragte der Präsident.

„Ich kann es nicht leugnen, daß unsere Ehe eine sehr unglückliche war. Ich will mich dabei nicht von aller Schuld freisprechen, aber mein Mann handelte sehr rücksichtslos und jähzornig gegen mich; in der letzten Zeit gaben sich bei ihm auch Anfälle vom Hypochondrie und Lebensüberdruß kund."

„Können Sie dies beweisen?"

„Hier mein Hausmeister Bruns und meine ehemalige Zofe Therese werden es bezeugen."

„Und wie steht es mit den gefährlichen Drohungen, die Sie zu verschiedenen Malen gegen Ihren Gemahl ausgestoßen haben sollen?"

„Ich glaube, daß dieselben nur in der Phantasie des Herrn Strubs existiren," bemerkte die Gräfin ruhig.

„Aber weshalb machten Sie nicht davon Anzeige, als sich das Gerücht von dem unnatürlichen Tode Ihres Gatten unter der Dienerschaft verbreitete?" fragte der Präsident weiter.

„Der Wunsch, mich und meine Familie nicht zu compromittiren, hielt mich davon ab."

„Dies sind Alles keine Entlastungsbeweise," nahm der Staatsanwalt das Wort. „Die Thatsache steht fest, daß Ihr Gemahl, als er Sie nach einer abermaligen sehr heftigen Scene verließ, eine Stunde später eine Leiche war. Vermögen Sie also nicht, sich in anderer Weise von der Ihnen zur Last gelegten Schuld zu reinigen, so muß ich die Anklage aufrecht halten."

„Auch dies wird uns gelingen," bemerkte der Anwalt der Gräfin mit ruhiger Zuversicht, „hier sind zwei unbescholtene Zeugen, der Hausmeister Bruns und die ehemalige Zofe meiner Clientin; ich bitte beide zu vernehmen."

Es machte auf die Zuhörer einen sehr günstigen Eindruck, als der alte Bruns, einfach und schlicht hervortrat, sein ergrautes Haupt neigte und sich anschickte den Eid zu leisten.

„Wie lange stehen Sie in den Diensten der Gräfin?" fragte der Präsident.

„Bereits dreißig Jahre."

„Und Sie, Mademoiselle?"

„Zwanzig Jahre."

„Welches Zeugniß können Sie in der Angelegenheit, die hier verhandelt wird, ablegen?"

Der alte Mann legte seine rechte Hand auf die Brust, hob den Blick gen Himmel und sagte feierlich:

„So wahr mir Gott helfe, die Gräfin ist schuldlos!"

„Ich bestätige dies," fiel Therese ein.

Abermals entstand ein lebhaftes Gemurmel unter den Anwesenden und Strubs zuckte überrascht zusammen.

„Erzählen Sie," sagte der Vorsitzende, „und bedenken Sie wohl, was Sie sprechen."

„Zunächst muß ich bestätigen, daß der Freiherr außerordentlich jähzornig war und daß sich in der letzten Zeit seines Lebens ein Zustand tiefer Melancholie dazu gesellte, welcher sich häufig dadurch kundgab, daß der Baron Lebensüberdruß an den Tag legte. Ja, er that noch mehr, er nöthigte mich sogar, ihm Gift auszuliefern, das ich in Verwahrung hatte."

„Womit vermögen Sie eine solche, für den Gang der Verhandlung allerdings wichtige Angabe darzuthun?"

„Hier durch diese Zeugin, durch die ehemalige Jungfer der Gräfin."

„Erzählen Sie, Mademoiselle."

„Ich befand mich eines Tages," begann diese, „in dem Zimmer des Hausmeisters, als der Verstorbene plötzlich unter allen Zeichen der Aufregung eintrat, denn es hatte eben wieder eine heftige eheliche Scene stattgefunden. Er forderte in ungestümer Weise von Bruns eine Quantität Arsenik, welche zu landwirthschaftlichen Zwecken in einem Schranke aufbewahrt war und verließ das Gemach mit der Aeußerung, er sei seines Lebens müde und eines Tages werde man im Schlosse Etwas erleben. Zwei Wochen später geschah das Unglück."

„Wußte die Gräfin, daß sich das Gift in den Händen ihres Gemahls befand?"

„Ja, ich theilte ihr das Vorgefallene mit und sie befahl mir, Bruns zu sagen, daß er dasselbe aus dem Zimmer des Herrn bei Seite schaffen möge, aber es war leider nicht mehr zu finden."

„Das sind noch alles keine Beweise," bemerkte Strubs, sich erhebend, zu den Richtern gewendet, „man kann sich Gift geben lassen, man kann eine Drohung ausstoßen, ohne sich deshalb schon das Leben zu nehmen. Und wer bürgt denn dafür," fuhr er mit seiner gewöhnlichen Frechheit fort, „daß dieser Mann nicht im Einklang mit der Angeklagten seine Aussagen macht!"

Langsam wendete der Hausmeister sein weißes Haupt dem Advokaten zu. „Mein Leben ist bisher ein fleckenloses gewesen," sagte er ruhig, „gebe Gott, daß gewisse andere Leute ein Gleiches von sich sagen können."

Ein Gemurmel des Beifalles durchlief den Saal, während der Vorsitzende des Gerichtes an den Zeugen eine neue Frage richtete.

„Können Sie uns denn nicht noch andere Mittheilungen machen, die mehr Licht in die Verhandlung bringen?“

„O ja, Herr Präsident. Als der Freiherr bereits die ersten Wirkungen des Giftes empfand, ließ er mich rufen. Er ist offenbar mit Rachegedanken gegen seine Gemahlin aus dieser Welt geschieden. „Bruns,“ sagte er, „es ist mit mir vorbei, ich habe mir selbst das Leben genommen, dafür aber, daß meine Frau mich so gequält hat, soll der Verdacht der Vergiftung auf ihr ruhen. Dies mag meine Rache sein. Sollte aber einst die Art meines Todes ruchbar werden und die Ehre des Namens, welchen meine Gattin trägt, in Gefahr kommen, so tritt vor und lege Zeugniß für sie ab.“

„Der Erzählung mangelt es keineswegs an dramatischer Anlage,“ bemerkte Strubs ironisch, „allein der Baron ist todt und er allein hätte vermocht, die Wahrheit des eben Gehörten zu bestätigen.“

„Er händigte mir aber auch einen Brief ein, in welchem ein Geständniß enthalten war,“ rief der Hausmeister. Strubs machte ein Gesicht, als stehe er eben im Begriff, zu einem Schlage auszuholen, um Jemand tödtlich niederzuschmettern. Seine Augen leuchteten boshaft, als er an den Vorsitzenden die Bitte richtete, sich von Bruns diesen Brief zeigen zu lassen.

„Ich vermag dies leider nicht,“ bemerkte der alte Mann mit gesenktem Kopfe, „denn derselbe ist mir gestohlen worden.“

„Hiermit ist, wie ich denke, die Unglaubwürdigkeit des Zeugen zur Genüge bewiesen,“ rief der Advokat.

„Der Brief hat nie existirt und der angebliche Diebstahl sollte nur dazu dienen, den Gerichtshof irre zu führen."

„Ich schwöre . . ." rief Bruns.

„Nehmt Euch in Acht, daß ich nicht einen Antrag stelle, Euch wegen Ableistung eines falschen Eides in Untersuchung zu ziehen," drohte Strubs.

„Halt!" rief plötzlich aus dem Hintergrunde eine Stimme, und zugleich trat zum höchsten Erstaunen des Rechtsanwaltes dessen Schreiber Wabbs an die Schranken.

„Haben Sie etwas zu sagen?" fragte der Präsident.

„Allerdings, und zwar etwas sehr Wichtiges. Der Brief, von welchem hier die Rede ist, existirt wirklich."

Strubs erbleichte, er ahnte nichts Gutes.

„Wer besitzt den Brief?" fragte der Vorsitzende weiter.

„Hier ist er. Mein Principal ließ ihn in einer finsteren Nacht durch einen Menschen stehlen, welcher schon bei anderer Gelegenheit seine Kunstfertigkeit im Einsteigen dargethan hat. Ich sah, hinter einer Hecke verborgen, wie der Dieb durch's Fenster stieg und den Schrank erbrach, wo Herr Bruns das Schreiben verborgen hatte."

Der Waldhüter, welchen die Neugier angetrieben, der Gerichtsverhandlung als Zuhörer ebenfalls beizuwohnen, machte plötzlich ein sehr bedenkliches Gesicht und war im nächsten Augenblick unbemerkt aus dem Saale verschwunden.

„Ich beantrage die sofortige Verlesung des Briefes und die Prüfung der Handschrift," sagte der Vertheidiger der Gräfin.

„Dagegen protestire ich im Namen meines Clienten," rief Strubs, den Rest seiner Frechheit zusammenraffend.

Der Vorsitzende des Gerichtes achtete darauf gar nicht. Er ertheilte den Befehl zur Verlesung des wichtigen Documents und es ergab sich, daß dessen Inhalt mit den Aussagen des alten Dieners genau übereinstimmte. Auch die Echtheit der Handschrift wurde durch einige anwesende Herren, die mit dem verstorbenen Baron im sehr engen Verkehr gestanden hatten, bestätigt.

Natürlich konnte das nun folgende Resumé des Präsidenten nur zum Vortheil der Angeklagten ausfallen. Die Geschwornen zogen sich zurück und schon nach kurzer Berathung betraten sie wieder den Saal und sprachen das Nichtschuldig in allen Punkten gegen die Gräfin aus.

„Ich gratulire Ihnen," sagte der Präsident mit einer höflichen Verbeugung gegen dieselbe, „Sie sind frei und können sich hinbegeben, wohin Sie wollen."

Jetzt erhob sich aber nochmals der Vertheidiger derselben. „Obgleich es mir leid thut, gegen einen Mann aufzutreten, den ich bisher gezwungen war, College zu nennen," begann er, „so darf mich doch meine Pflicht davon nicht abhalten, gegen denselben Anklage zu erheben, und zwar erstens, weil er einen Einbrecher zur Flucht behilflich gewesen ist, zweitens weil er den Versuch gemacht hat, ein Kind zu rauben, und drittens, weil er den eben verlesenen Brief mittelst

Einsteigen durch's Fenster hat stehlen lassen. Aus diesen Gründen trage ich darauf an, den Beschuldigten, Advokat Strubs, zur Untersuchung zu ziehen und denselben der größeren Sicherheit wegen in sofortige Haft zu nehmen."

Strubs kam diese Anklage so plötzlich, daß er für einen Augenblick die kalte Ueberlegung, welche ihn sonst nie verließ, verlor, und mit einem Grinsen umherblickte, von welchem es zweifelhaft war, ob sich dahinter Furcht oder Bosheit verbarg. Bald aber faßte er sich wieder und wohl begreifend, daß jetzt mehr wie sonst Entschlossenheit nöthig sei, rief er mit seiner gewöhnlichen Frechheit zu dem Anwalt der Gräfin gewendet:

„Ich weiß nicht, ob ich über Ihren albernen Antrag lachen oder wegen der mir zugefügten Beleidigung eine Klage gegen Sie einreichen soll. Für jetzt sind meine Geschäfte beendet und ich finde keinen Grund, noch länger hier zu verweilen."

Er wendete sich um und wollte den Saal verlassen, aber schon trat ihm ein Gerichtsbote entgegen und schnitt ihm den Rückzug ab.

„Im Namen des Gesetzes und auf Befehl des Präsidenten!" rief dieser mit einer Stimme, welche dem Sachwalter Unheil verkündend in die Ohren drang.

Jetzt erhob sich aber auch der Staatsanwalt und sagte:

„Es befindet sich genügendes Material in meinen Händen, um mich der beantragten Verhaftung anzuschließen."

Strubs erkannte nun seine gefährliche Lage, aber seine Kaltblütigkeit verließ ihn auch jetzt noch nicht. Er

wußte wohl, daß er den Kopf nicht mehr aus der Schlinge zu ziehen vermochte, aber er wollte dieselbe wenigstens so locker wie möglich um seinen Hals legen lassen. In Betracht dessen sagte er:

„Nun wohl, so möge geschehen, was der hohe Gerichtshof in dieser Sache bestimmt. Es wird aber doch jedenfalls genügen, wenn ich demselben eine Caution zu jeder beliebigen Höhe anbiete, um mit derselben für meine Person zu haften?"

„Dem muß ich mich entschieden widersetzen," rief der Staatsanwalt, „ich habe hierzu meine triftigen Gründe."

Die Richter zogen sich zurück und verkündeten nach einer Viertelstunde das Urtheil; es lautete dahin, daß Strubs sofort in Untersuchungshaft abzuführen sei.

Als der Gefangene an seinem Schreiber Wabbs vorüber ging, grinste ihn dieser boshaft an.

„Sie Elender!" stieß der Advokat heraus.

Wabbs lachte höhnisch. „Sie haben mich ja gelehrt, wie man den Leuten ein Bein stellt und dies stets als eine Tugend gepriesen. Dürfen Sie sich nun beklagen?"

Ohnmächtig ballte Strubs die Faust, im nächsten Augenblick verschwand er mit seinem Begleiter unter der Menge.

Caspar Watt hatte das Hüteramt über die unglückliche Sabine auf einige Stunden der Taubstummen allein überlassen, und war nach der Stadt geeilt, um ebenfalls der Gerichtsverhandlung beizuwohnen. Als nun in der Anklage gegen Strubs gesagt wurde, daß dieser einem Einbrecher zur Flucht behilflich gewesen sei und den Versuch gemacht habe ein Kind zu rauben, wurde

ihm doch bange und unbemerkt schlich er aus dem Gerichtssaal. Im höchsten Grade übel gelaunt, traf er wieder in dem Jagdschlosse ein und als die Taubstumme ihm dort entgegentrat, fragte er sie vermöge der Zeichensprache, welche er trefflich verstand, ob nichts vorgefallen sei.

Bald erfuhr er, daß die Gefangene sich wieder sehr unruhig gezeigt und sogar den Versuch gemacht habe, ihre Wärterin dadurch zu bewegen, ihr zur Flucht behilflich zu sein, daß sie ihr eine große Geldsumme als Belohnung in Aussicht stellte.

Der erste Gedanke der Waldhüters war, in seiner jetzigen Lage dies Mittel für sich selbst zu benutzen, um seine Pläne auszuführen zu können. Bald verwarf er denselben jedoch als erfolglos.

„Sie besitzt nichts,“ dachte er bei sich, „das weiß ich ganz bestimmt, und auf bloße Versprechungen lasse ich mich nicht ein. Ich kann ihr nicht folgen, ohne mich der Gefahr auszusetzen, ihrer Rache, oder der Rache ihres Oheims zu verfallen. Ich muß daher einen anderen Weg einschlagen, um zum Ziele zu gelangen und — hole es der Teufel — ich befinde mich doch einmal zwischen Hängen und Würgen, es muß also etwas gewagt werden und erlange ich es nicht gutwillig, so geschieht es durch Gewalt!“

Inzwischen trat die Taubstumme herein und gab ihrem Genossen zu verstehen, daß es oben wieder einmal nicht recht richtig sei und daß die Gefangene wieder zu toben anfange.

„Ich schlage das Weib nieder!“ knurrte Caspar, welcher sich eben in seiner übelsten Laune befand, „ich erwürge sie unter meinen Händen, denn sie ist an allem

Unheil schuld und ihr habe ich es zu verdanken, wenn man mich schließlich doch noch in's Zuchthaus steckt."

Er ergriff den schweren Schlüssel, polterte die Treppe hinauf und stand im nächsten Augenblick vor der Gefangenen. Diese bot in Wahrheit einen bejammernswerthen Anblick dar. Ihr Gesicht war eingefallen und trug die Spuren des Grames und geistiger Zerstörtheit, in ihren Augen lag eine gewisse Wildheit und doch wieder etwas Verglastes, ihre Kleider hingen unordentlich um den Körper und ihr langes Haar fiel verworren und zerzaust auf ihre Schultern herab.

„Was verführen Sie wieder für einen Lärm?" knurrte der Feldhüter, „ich habe es Ihnen oft genug anbefohlen, sich ruhig zu verhalten, und wenn Sie nicht folgen, so sollen Sie sehen, was geschieht," fügte er drohend hinzu.

„Schafft mir das abscheuliche Weib aus den Augen," rief Sabine, „es hat das Ansehen einer Hexe, es grinst mich wie ein Kobold an, es riecht nach dem genossenen Branntwein!"

„Na," lachte Caspar roh, „was Ihnen gefällt und nicht gefällt, ist mir ganz gleich, und wenn Ihnen der Genuß des Branntweins nicht zusagt, so halten Sie sich die Nase zu."

Eine solche dreiste Unverschämtheit war doch zu verletzend, als daß selbst die arme unglückliche Frau vermocht hätte, eine solche ruhig hinzunehmen. Ihr ganzer Stolz erwachte, sie vergaß, in welchen Händen sie sich befand und träumte sich für den Augenblick wieder als Schloßherrin von Bartenstein.

„Elender,“ rief sie, und richtete sich stolz empor, „wer hat Dir den Muth gegeben, in so frecher Weise zu Deiner Herrin zu reden? Hinaus, Unverschämter! — aus meinen Augen, Schlingel, ich befehle es Dir!“

„Mir das?“ brüllte Watt — „gegen mich solche Worte, unter dessen Gewalt Sie stehen? — Na warten Sie, ich werde Ihnen zeigen, wer hier Herr ist und wer das letzte Wort zu sprechen hat!“ — Er stürzte sich auf sein unglückliches Opfer und Sabine flüchtete sich jetzt bleich und zitternd hinter einen Tisch.

„Hilfe,“ schrie sie, „Hilfe gegen dieses Scheusal, welches mich zu morden gedungen ist!“

Caspar grinste boshaft und streckte seinen Arm nach der Gefangenen aus, um sich ihrer zu bemächtigen. Plötzlich ließ er denselben aber erschrocken sinken. Ein mächtiger Schlag war gegen die verschlossene Hausthür gethan worden und jetzt erfolgten noch mehrere solcher Schläge.

„Aufgemacht!“ tönte es von unten — „aufgemacht, im Namen des Gesetzes!“

Der Waldhüter war an's Fenster getreten, sein scharfes Auge erkannte trotz der Dunkelheit mehrere Personen.

„Steht es so,“ murmelte er, „dann ist es Zeit, daß ich mich unsichtbar mache! Wo zum Teufel haben sie das herausgewittert? Gilt es ihr oder mir?“

Mit drei Sätzen war er zum Zimmer hinaus, und durch eine Hinterthür schlüpfend, verschwand er, ohne angehalten zu werden, in dem anstoßenden Walde.

Inzwischen hatte auch Sabine den Lärm vernommen und eine Ahnung überkam sie, daß Rettung

nahe sei. Hoch klopfte ihr Herz, erregt stürzte sie einige Schritte vorwärts, aber schließlich wankten doch ihre Kniee und zuletzt sank sie in die Kissen des Sophas und brach in ein lautes krampfhaftes Schluchzen aus.

Im nächsten Augenblick füllte sich das Gemach mit Männergestalten. Ein alter Herr, der Oheim der jungen Frau, nahte sich ihr, beugte sich zu ihr herab und der Ton der ihr so wohl bekannten Stimme schlug an ihr Ohr.

„Sabine, theure Nichte, beruhige Dich! Ich bin es, Dein Verwandter, fasse Muth, mein armes Kind, Deine Leiden sind beendet, von nun an stehst Du unter meinem Schutz!“

„Oheim, theurer Oheim!“ stöhnte unsere Bekannte und sank laut weinend an die Brust des alten Herrn. „Ach, wenn Sie wüßten, was ich gelitten habe! . . . O, dieser Unmensch, welcher mir Alles verdankt und von dem ich als Lohn dafür in so schmachvoller Weise behandelt wurde!“

„Zunächst beruhige Dich. Auch Dein Mann wird für seine Schandthaten die ihm gebührende Strafe empfangen, ich werde Dein Rächer sein.“

Er führte die Erschöpfte nach dem Sopha und wendete sich nun an einen der anwesenden Herren, welcher bei dieser ergreifenden Scene bisher ein stummer Zuschauer geblieben war.

„Herr Doctor, glauben Sie, daß meine Verwandte die Reise bis nach der Stadt wird aushalten können?“

Der Arzt faßte nach Sabinens Pulse und blickte ihr prüfend in's Gesicht.

„Ich denke, es wird gehen," bemerkte er, „und hier, gnädige Frau, nehmen Sie diese Tropfen, sie werden Ihnen Erleichterung und Beruhigung gewähren."

Er holte ein kleines Fläschchen hervor, goß den Inhalt desselben in ein Glas Wasser und gab es der Baronin zu trinken. „Sie werden sich bald wieder erholen," bemerkte er freundlich lächelnd, „Sie haben eine starke Natur, denn sonst hätten Sie Ihre Lage nicht zu ertragen vermocht."

„Ich fühle auch, wie mein Herz bereits leichter schlägt und wie der fieberhafte Zustand, von dem ich beherrscht werde, sich allmälig vermindert," erwiderte Frau von Bartenstein.

„Sie müssen sich erst nach und nach an Ihre neue Lage gewöhnen," fuhr der Arzt fort, „aber in einer Stunde werden Sie sich so weit erholt haben, daß wir aufbrechen können."

Wirklich war Sabine nach Verlauf dieser Zeit im Stande, den bereitgehaltenen bequemen Wagen zu besteigen, welchen ihr Oheim aus Fürsorge mitgebracht hatte. Während man die Taubstumme in den Händen der Polizeibeamten zurückließ, rollte die Equipage der Stadt zu.

Noch einmal sank die Gerettete an die Brust ihres Verwandten und flüsterte:

„Ein Schauder überläuft mich, wenn ich daran denke, welche Qualen ich ausgestanden habe. Ich war wirklich dem Wahnsinn nahe und mich in einen solchen bejammernswerthen Zustand zu versetzen, dies lag ja offenbar in der Absicht meiner grausamen Peiniger,

doch der Gedanke an mein Kind hielt mich aufrecht — das Bild meiner süßen kleinen Albertine umschwebt mich Tag und Nacht und die Hoffnung, dieselbe einst wieder an mein Herz zu drücken, hielt meine Kraft aufrecht."

„Und diese Hoffnung hat Dich nicht betrogen," bemerkte Herr Hayder, „auch dafür soll gesorgt werden, daß Dir Deine Tochter zurückgegeben wird."

Mademoiselle Adolphine saß in ihrem Zimmer und brütete dumpf vor sich hin. Die Verhaftung Strubs hatte sie überrascht und sie fing an für sich selbst besorgt zu werden.

„Wer steht mir dafür," murmelte sie, „daß man schließlich den Aufenthalt dieser Frau nicht auffindet, und sie befreit. . . Und was dann? Man wird einen Proceß gegen den Freiherrn anstrengen und dieser Feigling wäre im Stande, die Schuld auf mich zu schieben und mich in eine Criminal-Untersuchung zu verwickeln! Dazu habe ich indessen nicht die mindeste Lust und es wird daher Zeit, daß ich von hier verschwinde. Aber mit leeren Händen will ich nicht gehen und die Klugheit fordert es, daß ich so schnell wie möglich meine Angelegenheiten ordne. Das von dem Baron mir ausgesetzte Capital ist auf dessen Güter eingetragen, aber wer haftet mir dafür, daß, wenn er verurtheilt wird und seine Gattin wieder die Dispositionsfähigkeit über ihr Vermögen erhält, man nicht die Auszahlung des Geldes an mich verweigert und mir schließlich das leere Nachsehen läßt.

Ungeachtet diese Frau den Herrn von Bartenstein Schritt für Schritt auf dem Wege der Grausamkeit

und Schmach fortgedrängt hatte, war sie sich ihrer Herrschaft über den Schwächling doch so bewußt, daß sie sich überzeugt hielt, er würde es nicht wagen sich ihrem Willen zu widersetzen, sobald sie nur energisch gegen ihn verfahre. Um ihn einzuschüchtern, erachtete sie eine persönliche Unterredung mit ihm als das beste Mittel, und da der Freiherr sich bei ihr unter dem Vorwand der Unpäßlichkeit schon seit mehreren Tagen nicht hatte sehen lassen, so beschloß sie ihm am andern Morgen selbst einen Besuch abzustatten.

„Wo ist der Baron?" fragte sie, als der Wagen in den Schloßhof rollte und ein Diener herbeieilte, um den Schlag zu öffnen.

Dieser sah sie betroffen an.

„Nun," rief sie in herrischem Tone, „erhalte ich keine Antwort?"

„Die gnädige Frau wissen also nicht? . . ."

„Was soll ich wissen?"

„Nun, daß der Herr todt ist."

„Todt?" rief Adolphine und war mit einem Satz aus dem Wagen.

„Ja, man hat ihn diesen Morgen als Leiche im Bett gefunden. Der Doctor sagt, er müsse erwürgt worden sein, denn er habe eine Strangulationsmarke an seinem Halse entdeckt."

„Hat man denn keinen Verdacht in Betreff des Thäters?"

„Es ist bis jetzt keine Spur von demselben aufgefunden worden, doch hat die Polizei bereits umfassende Nachforschungen angestellt."

„Ist Etwas gestohlen?“

„Eine ziemlich ansehnliche Summe, die der Baron in seinem Schreibtisch aufbewahrte; den Secretär fand man wieder verschlossen, der Mörder muß also genauen Bescheid gewußt haben, denn er benutzte den gewöhnlichen Schlüssel. Wir sind bereits Alle in's Verhör genommen worden.“

Mademoiselle Adolphine überlegte eine kurze Zeit.

„Kann man den Todten sehen?“ fragte sie schließlich.

„Es würde für Sie wohl ein unangenehmer Anblick sein, der Herr sieht sehr entstellt aus, zudem ist angeordnet worden, daß bis zur Ankunft des Untersuchungsrichters die Leiche in demselben Zimmer in dem Zustande liegen bleiben soll, wie sie diesen Morgen gefunden wurde.

Frau Schönemann stieg wieder in den Wagen und warf im Abfahren noch einen langen Blick nach dem Schlosse.

Was war hier vorgefallen und welche hervorragende Rolle hatte sie dabei gespielt! . . . Doch das Endresultat ihrer Gedanken war:

„Hier ist nichts mehr zu machen und das Beste wird sein, ich ordne meine Angelegenheiten und verlasse die Gegend.“ — Unter Strubs Mitwirkung waren übrigens die ihr von dem Freiherrn zugewendeten hohen Summen auf dessen Güter als Hypotheken in solcher Form auf ihren Namen eingetragen, daß eine Anfechtung ihrer Eigenthumsrechte nicht zu befürchten stand und sie dieselben unter unerheblichem Verlust entweder

leicht in andere Hände übergehen lassen, oder kündigen konnte. Der Tod des Herrn von Bartenstein rührte ihr Herz nicht; sie bedauerte nur, daß ihr hiermit eine reiche Einnahmequelle versiegte, welche sie noch lange auszubeuten gehofft hatte.

Caspar Watt zeigte mehr Gefühl, wie man bei ihm voraussetzen durfte, als er das Ende seines Herrn erfuhr. Er wischte sich sogar mit seinem Rockärmel eine Thräne aus dem Auge und äußerte, der Baron sei viel zu unvorsichtig gewesen, er habe zur ebenen Erde geschlafen und nicht einmal die Fensterläden in der Nacht geschlossen.

Unter diesen und ähnlichen Bemerkungen kehrte er in seine einsam gelegene Wohnung zurück und ließ sich vor Niemand sehen. Die Wahrheit war aber die, daß er meist in der Nähe derselben in einem Versteck auf der Lauer lag, um zu beobachten, wer sich dem Hause näherte. Auch einen Paß besaß er, den ihm der Baron erst noch vor einigen Monaten verschafft hatte, als er in dessen Auftrag erneuerte Nachforschungen nach dem kleinen Alfred anstellen mußte. Nach Verlauf von acht Tagen erklärte der Waldhüter, er habe dem Freiherrn treu und redlich gedient, jetzt werde es indeß anders werden, denn die Baronin hasse ihn und er könne sich darauf gefaßt machen, aus seinem Amte entlassen zu werden. Dem habe er aber vorbeugen wollen und so sei er freiwillig um seinen Abschied eingekommen und werde die Gegend gänzlich verlassen.

Wirklich war Caspar Watt auch eines Tages verschwunden, ohne von seinen Bekannten Abschied zu

nehmen; wohin er sich gewendet, wußte Niemand, wahrscheinlich hatte er sich während der Nacht aus dem Staube gemacht.

Strubs erreichte die gerechte Strafe für sein ruchloses Treiben. Im Laufe der Untersuchung kamen noch andere strafbare Handlungen, die er sich hatte zu Schulden kommen lassen, zur Sprache und schließlich wurde er durch richterlichen Spruch aus dem Stande seiner ehrenwerthen Collegen ausgestoßen und zu mehreren Jahren Zuchthaus verurtheilt.

Herr Wabbs, der Schreiber, welcher den Geschäftsverkehr seines ehemaligen Principals genau kannte, etablirte sich an dessen Stelle und setzte als Winkeladvokat die Praxis fort. Er war aber klüger als sein ehemaliger Herr und vermied jene gefährlichen Klippen, welche diesen in so empfindlicher Weise mit dem Strafgesetzbuch in Conflict gebracht hatten. Seine Hauptaufgabe war, einträgliche Geldgeschäfte zu machen und zu diesem Zweck hatte er nach der alten ehemaligen Zofe seine Angel ausgeworfen, deren Ersparnisse, wie er wußte, einige tausend Thaler betrugen. Therese war durchaus nicht dazu angethan, selbst einen Mann, der sich nur noch mit spätherbstlichen Reizen begnügt hätte, auch nur einigermaßen zu fesseln, aber Herr Wabbs stand ihr nicht an Häßlichkeit nach und so hatte er keine Ursache, irgendwie einen inneren Kampf zu bestehen, als ihm die Wahl blieb, entweder auf das Vermögen der alten Jungfer zu verzichten, oder auch diese selbst mit in den Kauf zu nehmen. Spötter bezeichneten diese Verbindung als die „schöne Vereinigung".

Madame Wabbs, geborne Schnubbe, bemächtigte sich übrigens bald des Hausregiments und war nicht wenig stolz darauf, wenn sie von den Clienten ihres Mannes „Frau Doctorin“ genannt wurde.

Unter der liebevollen Pflege ihres Oheims und bei sorgfältiger ärztlicher Behandlung, erholte sich Sabine schneller, als ihre Bekannten vermuthet hatten. Nach einer Badereise, die sie noch im Spätsommer unternommen, kehrte sie mit frischen Wangen und auch geistig erstarkt zurück. Ihr großes Vermögen ging jetzt wieder in ihre Hände über und es fehlte ihr nicht an ehrenvollen Heirathsanträgen. Aber sie hatte von der Bitterkeit der Ehe genug gekostet und wollte sich einem solchen zweifelhaften Glück nicht zum zweiten Mal aussetzen. Sie zog es vor, allein ihrem Kinde zu leben und diesem ihre ganze Zärtlichkeit zuzuwenden. Außerdem zeichnete sie sich durch Werke stiller Mildthätigkeit aus, theils weil ihr durch eigene Leiden geläutertes Herz sie dazu antrieb, theils weil sie die Handlungsweise ihres Vaters einigermaßen dadurch zu sühnen hoffte. Den Sommer brachte sie auf dem Gute, den Winter in der Stadt bei dem Oheim zu. Sie genoß die Freude, ihr Kind an Körper und Geist gesund emporwachsen zu sehen, und wenn der erste Theil ihres Lebens auch ein trauriger und schmerzensreicher gewesen war, so gestaltete sich doch die zweite Hälfte zu mildem Sonnenschein, zu Tagen behaglicher Ruhe, denen die Stürme vergangener Zeiten für immer fern blieben.

Auch die Gräfin von Plankenburg kehrte in Gesellschaft des kleinen Alfred wieder auf ihre Besitzung

zurück. Seine legitime Geburt war längst anerkannt worden und mit Stolz nannte sie ihn ihren rechtmäßigen Enkel. Schwer hatte sich Titus Feuerkopf und dessen Gattin von dem munteren, gutherzigen Knaben getrennt, schließlich war zwischen den beiden Parteien ein Compromiß geschlossen worden, wonach Alfred jedes Jahr in dem stillen friedlichen Thale vier Wochen zubringen sollte. Der Naturphilosoph benutzte diese Zeit dann jedesmal dazu, um seinen Liebling in der Führung des Rappiers, im Reiten und Schwimmen und leider auch im Biertrinken zu unterrichten, denn in allen diesen Sachen hatte er während seiner Studienzeit eine große Uebung erreicht und sie war ihm unvergeßlich geblieben.

Susanne fand in der Gräfin eine gütige Gebieterin und ersetzte bei derselben bald die Stelle der alten Therese. Mit der Zeit nahmen ihre Körperformen eine behäbige Rundung an und das Gefühl innerer Zufriedenheit war aus ihren Augen herauszulesen. Mitunter traf sie auch wohl noch mit ihrem einstigen Anbeter, dem Pächter Derichsen zusammen, der nun auch bereits verheirathet war, und wenn dieser dann scherzend sagte: „Ich bleibe dabei, es ist doch jammerschade, daß aus uns nicht ein Paar geworden ist,“ dann schüttelte unsere Bekannte abwehrend den Kopf und erwiderte: „Die Ehe ist wie eine Lotterie, Manchem fällt ein reicher Gewinn zu, Viele müssen sich mit dem bloßen Einsatz begnügen, und die meisten ziehen Nieten, was sie freilich vor den Augen der Welt möglichst zu verbergen suchen.“

Etwa vier Wochen nach dem gewaltsamen Ende des Freiherrn von Bartenstein stand ein Passagier auf dem Deck des Auswanderungsschiffes „Germania“ zu Bremerhaven, das eben seine Anker aufgewunden hatte und jetzt der See zusteuerte. Es war ein finsterer, widerlich aussehender Gesell, und wie er jetzt seine Blicke dem festen Lande zuwendete, würde ein aufmerksamer Beobachter in seinen Zügen mehr Scheu und Furcht, wie Trauer um die alte Heimath, die er jetzt zu verlassen im Begriff stand, herausgelesen haben. Erst als das Fahrzeug sich eine geraume Strecke vom Ufer entfernt hatte, hellte sich sein Gesicht auf und mit einem widerlichen Grinsen murmelte er:

„Erst jetzt ist die Gefahr vorüber und ich kann frei aufathmen, mit dem Baron ist das Geheimniß begraben worden und in Amerika bin ich vor weiterer Verfolgung sicher.“

Sabine und die Gräfin von Plankenburg besuchten sich als Gutsnachbarn häufig. Das Glück ihrer Kinder beschäftigte beide Frauen lebhaft und dieses Glück erreichte seine höchste Höhe, als Alfred, nunmehr ein stattlicher Jüngling, eines Tages seiner Großmutter bekannte, er empfinde eine lebhafte Zuneigung für seine Cousine Albertine, und er glaube wohl, daß von dieser die Gefühle seines Herzens erwidert würden. — Vierzehn Tage später verlobte sich das junge Paar öffentlich und auf diese Weise fand das Familiendrama, welches wir hier geschildert haben, noch einen erfreulichen Abschluß.

E n d e.

Inhalts-Verzeichniß.